

Vater unser!

Betrachtungen zum Gebet Jesu

mit einem Essay zur Gottesfrage
als Prolog

von
Dominik Weiß

Gott

Ein Prolog

»Wo behält nun Gott noch Raum?«

Wo ist Gott in unserer Welt? Hat er überhaupt Platz darin? Die Naturwissenschaften scheinen ihn gründlich aus der Welt hinaus zu jagen: Immer tiefer dringen wir in das All hinein und unseren Körper entdecken wir bis ins kleinste Gen. Die ›Große Welt‹ und die ›Kleine Welt‹ werden immer überschaubarer, schrumpfen zusammen. Die Wissenschaften dringen in unbekannte Gebiete vor, das Wissen der Menschheit ist so groß wie noch nie zuvor und dabei scheint Gott immer mehr aus der Welt zu verschwinden. Ein Schrumpfgott? Unerklärliches, das wir ihm gerne in die Schuhe schieben, wird zunehmend erklärbar. Ein Lückenbüßergott? Die Wissenslücken werden zunehmend kleiner. Es ist kein Platz mehr für Gott da. Wo sollte er auch sein? Spätestens die bemannte Raumfahrt hat mit dem alten Mann mit dem langen weißen Bart über den Wolken aufgeräumt.

Am 4. Februar 2006 haben wir den 100. Geburtstag von *Dietrich Bonhoeffer* gefeiert. Er starb als christlicher Märtyrer in den letzten Stunden des Dritten Reiches am 9. April 1945. Aus den Jahren seiner Haft sind uns zahlreiche Briefe erhalten geblieben.

In einem Brief an *Eberhard Bethge* vom 16.7.1944 schreibt er: »Wo behält nun Gott noch Raum? fragen ängstliche Gemüter, und weil sie darauf keine Antwort wissen, verdammen sie die ganze Entwicklung, die sie in

eine solche Notlage gebracht hat.«¹ Freilich können wir die Wissenschaften ignorieren. Das wäre eine Art Notausgang aus dieser Sackgasse. Doch dabei übersehen wir, dass die Bibel unsere ›*Erfahrung*‹ von Gott teilt: von Gott, der keinen Raum in der Welt hat. Gott ist nicht in der Welt, er »wohnt in unzugänglichem Licht« (1 Tim 6,16). Er ist nicht erfahrbar *in* unserer Welt. Diese Einsicht steckt im biblischen Gedanken von der Schöpfung: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde« (Gen 1,1). Der erste Satz der Bibel sagt uns, dass alles, was ist, ohne Gott nicht sein kann: das kleinste Gen nicht und die fernste Galaxie nicht. »Gott ist, ohne wen nichts ist« (*Peter Knauer*) – das wäre die einfachste Definition von *Gott*.

Schöpfung

Gott hat alles erschaffen, das lehrt uns die Bibel. Die Welt habe sich im Laufe der Jahrmillionen entwickelt, lehrt uns hingegen die Evolutionstheorie. Und beides steht in keiner Weise im Widerspruch zu einander. *Schöpfung* meint gerade, dass die Welt in ihrer Gesamtheit, also auch in ihrer Evolution, ohne Gott nicht sein kann. Alles ist geschöpft, auch die Evolution. Geschöpf darf nun nie mit dem Schöpfer verwechselt werden! Die Welt ist derart, dass sie ohne Gott nicht sein kann, soweit die Bibel. Das heißt aber auch, dass Welt und Gott nicht identisch sind. Die Welt unterscheidet sich radikal von Gott. Wir sind als Welt ganz und gar von Gott abhängig und gleichzeitig ganz und gar verschieden

¹ Dietrich Bonhoeffer Auswahl, hrsg. von Chr. Gremmels u. W. Huber, Bd. 5: Briefe aus der Haft. 1943-1945, Gütersloh 2006, 166.

von ihm. Welt ist niemals Gott und Gott ist niemals Welt. Alle anderen Vorstellungen lassen sich mit dem biblischen Gottesglauben nicht vereinbaren. Das hat zur Folge, dass all unser Denken und Sprechen von Gott begrenzt ist. Gott fällt nicht unter unsere Begriffe. Wir können ihn nicht ausdrücken, nicht begreifen und nicht erfassen. All unser Denken und Tun ist *geschöpflich* und unterscheidet sich deshalb von Gott, dem Schöpfer. Auch unsere Hoffnung oder Vorstellung, Gott greife ins Weltgeschehen ein, widerspricht dem Schöpfungsgedanken. Ein Eingriff in der Welt ist immer als geschöpflich zu verstehen und fällt daher unter unsere Begrifflichkeit. Immer wenn das der Fall ist, können wir von Gott nicht sprechen. Im Grunde spiegelt sich darin die Erfahrung des Gekreuzigten wider: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mk 15,34) – »Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verlässt«, so drückt *Bonhoeffer* die Erfahrung Jesu am Kreuz aus.² Wir erfahren in unserem Leben, wenn wir aufrichtig sind, dass wir Gott nur in seiner *Abwesenheit* wirklich erfahren. »Und wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, dass wir in der Welt leben müssen – ›etsi deus non daretur‹ [als ob es Gott nicht geben würde].«³

Wo bleibt da eine Perspektive? Gibt es überhaupt noch Hoffnung in der Hoffnungslosigkeit? Ein Licht am Ende des Tunnels? Oder endet die Geschichte unserer Welt wie die Erzählung ›Der Tunnel‹ von *Friedrich Dürrenmatt*? Ein Zug rauscht in einen Tunnel hinein und fährt und fährt und fährt nicht wieder hinaus. Haben Dunkelheit und Tod das letzte Wort?

² Ebd., 167.

³ Ebd., 167.

Menschwerdung

Jede Religion für sich ist Ausdruck für die Sehnsucht nach einem Ausblick und darauf, dass der Zug wieder aus dem Tunnel hinaus ins Tageslicht fährt. So verspricht jede Religion in ihrer Weise ein ›*Heil*‹: Dass die heillose und aussichtslose Welt ein gutes, heiles Ende finde.

Der christliche Glaube will mehr sein als eine bloße Sehnsucht. Zwar kann eine Sehnsucht mich vorantreiben und in gewisser Weise am Leben erhalten. Doch auf eine Sehnsucht kann ich mich im Letzten nicht verlassen. Sehnsüchte sind unsere eigenen Wünsche und daher geschöpfllich. Sie vergehen wie der Meeresschaum. Träume sind Schäume. Eine Sehnsucht oder ein Wunsch ist noch keine Garantie auf dessen Erfüllung. Worauf können wir bauen? Worauf können wir uns verlassen?

Weil wir Menschen aus unserer Geschöpflichkeit und Vergänglichkeit nicht *ausbrechen* können, so glauben wir, dass Gott in unsere Welt *eingebrochen* ist: In dem Menschen Jesus von Nazareth begegnet uns Gottes Wort – verständlich als Menschenwort. Wir müssen als Menschen nicht erst wie Gott werden, um eine Perspektive für unser Leben zu gewinnen. Gott kommt uns vielmehr als Mensch entgegen, ein Mensch wie du und ich, »in allem uns gleich, außer der Sünde« (Hebr 4,15).

Unser Glaube ist begründet in der Botschaft Jesu. Er lebte in einer innigen Beziehung zu Gott, den er als *Vater* anrief. Wir dürfen im Gleichheit mit Gott als unseren Vater ansprechen. Jesu Botschaft und sein Tun verkündigen uns also, dass *wir in Gemeinschaft mit Gott stehen*. Das ist der Kern der Botschaft Jesu. Doch das ist ein Wort,

das wir als Menschen nicht sagen können. Wir erfahren nur unsere Beziehungslosigkeit zu Gott, seine Abwesenheit in der Welt. Wenn uns ein Wort sagt, dass wir Gemeinschaft mit Gott haben, dann kann das nur ein Wort sein, das Gott zu uns spricht. Dieses Wort ist nur dann wahr, wenn das Wort Gott selbst ist. Andernfalls könnten wir es nicht von einer Erfindung oder Illusion unterscheiden.

Menschwerdung des Sohnes bedeutet nun, dass wir mit Jesus zu Gott als unserem Vater beten dürfen. Der Glaube verheißt uns nichts anderes, als dass *wir an der Sohnschaft Jesu Christi teilhaben*. Damit hat die Liebe Gottes zu uns Menschen nicht an uns Menschen ihr Maß, sondern am Sohn. Gott Vater liebt uns *maßlos* – ›Maß‹ wäre wider eine geschöpfliche Vorstellung –, weil er in jedem Menschen seinen Sohn / seine Tochter erkennt. Überdeutlich feiern wir das in der Eucharistie: Wir werden im wahren Sinne des Worte mit Jesus Christus blutsverwandt und ein Leib mit ihm. So werden wir ›*eingefleischt*‹ in Jesus Christus und haben an seiner Gotteskindschaft teil. Die Gotteskindschaft ist uns nicht angeboren. Sie ist nicht an unserer Nasenspitze zu erkennen, so wie wir vielleicht in Kindern deren Eltern erkennen können. Dass wir Gottes Kinder sind, müssen wir uns im Glauben erst sagen lassen.

Dreieinigkeit

»Gott ist Liebe«, heißt es im *1. Johannesbrief* (4,8). Liebe will sich immer verschenken, zielt auf ein Gegenüber. Das Gegenüber der Liebe Gott des Vaters ist seit Ewig-

keit der Sohn. ›Ewigkeit‹ meint hier soviel wie *un-
geschaffen*, also nicht geschöpflich. Die Liebe spricht sich
aus zu einem *Du* – das *Ich* bleibt nicht allein für sich. Der
christliche Glaube sagt nun, dass Gott als Vater von aller
Ewigkeit her seinem Sohn zugewandt ist. Dasselbe gilt
umgekehrt für den Sohn. Die Liebe beider ist ein *Wir*.
Diese ›Wir‹ ist die Gemeinschaft des Vaters und des
Sohnes. Das ›Wir‹ kommt nun nicht erst nachträglich zu
Gott hinzu. Das wäre wiederum etwas Geschaffenes. Die
Gemeinschaft, das ›Wir‹ Gottes ist Gott selbst. Die Spra-
che des Glaubens nennt das ›Wir‹ Gottes den *Heiligen
Geist*.

Und wo ist da unser ›Platz‹ als Menschen? Wir sagen,
dass Gott nicht erfahrbar ist und nicht fassbar. Wie ist
dann aber Gottes Gemeinschaft mit uns Menschen über-
haupt noch denkbar?

Paulus sagt, die ganze Welt sei bereits »in Christus ge-
schaffen« (Kol 1,16). Das heißt nichts anderes, als dass
die Schöpfung als Ganze *schon immer* Gemeinschaft mit
Gott hat, diese aber wegen ihrer Geschöpflichkeit nicht
wahrnehmen oder erfahren kann. Glaube ist nichts ande-
res als eine **Desillusion**: Wer glaubt, nimmt an, dass er
schon immer in Gottes Gemeinschaft steht! Der Sohn
nimmt uns bei der Hand und führt uns zum Vater, so dass
der Geist – *die Gemeinschaft mit Gott* – unser ganzes
Leben erfüllt. Außerhalb des Glaubens bleibt dies für
immer verborgen. Außerhalb des Glaubens ist die Welt
gottlos und ohne Perspektive. Der Tod hat das letzte
Wort. Der Zug donnert unaufhaltsam ins Nichts. Alles
nichtst hinein ins Nichts. Das ist nichts anderes als was
sich Menschen unter »Hölle« vorstellen – Gottesferne.

»Vor und mit Gott leben wir ohne Gott«

Wieder zurück zu *Dietrich Bonhoeffer*. Immer noch im selben Brief schreibt er: »Vor und mit Gott leben wir ohne Gott.«⁴ Zunächst scheinen das Rätselworte zu sein. »**Vor Gott**« sagt nun aus, dass unsere Welt vor Gott steht, also geschaffen ist. Die Welt, in der wir leben, ist Gottes Schöpfung. Schöpfung und Gott dürfen wir nun nicht verwechseln oder miteinander vermischen. Wo das geschieht, kommt *Aberglaube* dabei heraus. Das aber bedeutet für unsere Alltagserfahrung und Lebensdeutung, dass wir »**ohne Gott**« leben. Gott ist nicht Teil unserer Welt, er ist auch kein kleines bisschen erfahrbar. Wenn wir etwas spüren oder erfahren wollen – es wird allzu leichtfertig von *Gotteserfahrung* gesprochen! –, dann erfahren wir eben, dass wir hilflose *Geschöpfe* sind, die ganz und gar ohne Gott auskommen müssen, aber ohne Gott nicht sein können. Diese Spannung würde uns letztlich zerreißen. »**Mit Gott**« ist Jesus Christus, mit dem wir unsere Weltwirklichkeit aushalten können. Er ist der Immanuel – der *Gott mit uns* (Jes 7,14). Aber dass Gott mit uns ist, all unserer Erfahrung zum Trotz, das ist die Herausforderung des Glaubens.

Wenn wir nun gemeinsam das Vaterunser beten und Zeile für Zeile bedenken werden, so wollen wir uns neu und immer wieder sagen lassen und verinnerlichen, dass Jesus Christus der »Gott mit uns« ist, dass wir mit ihm zu Gott *Vater* rufen dürfen – wir schon immer Gottes Kinder sind. Der Zug des Lebens fährt damit nicht in nie endender Dunkelheit, sondern er ist tief geborgen in Gottes Liebe. Das ist eine *Glaubenserfahrung*.

⁴ Ebd., 167.

Vater unser im Himmel

Vom Beten

»Herr, lehre uns beten!«, so bitten die Jünger Jesus im Evangelium des Lukas (11,1). Beten – was heißt das? Im Deutschen ist das Wort *beten* mit *bitten* verwandt. Das hat seinen Grund: Die alten Germanen hatten keinen Ausdruck für beten. Erst mit der Christianisierung brauchte es ein Wort, das *beten* ausdrückt. Man griff auf das Wort *bitten* zurück. In seiner althochdeutschen Form *beitten* meint es »zwingen, drängen, fordern«.

Können wir in diesem Sinn zu Gott beten? Indem wir ihn zu etwas zwingen wollen, ihn dazu drängen, etwas für uns zu tun, oder uns fordernd an ihn wenden? Besteht nicht die Gefahr, dass wir Gott nur als den Erfüller unserer Wünsche ansehen? Aber ist das Gott?

So manches ausgesprochene Gebet hat sicherlich diesen Charakter: aus der drängenden Not heraus von Gott etwas zu fordern. Denn er könne ja gar nicht anders und er müsse ja schließlich auf uns hören: »Du musst! du musst! und kostet' es mein Leben!«, so will *Faust* den Erdgeist bezwingen. Doch dieser erkennt dessen Armseligkeit: Faust – »ein furchtsam weggekrümmter Wurm«.

Während Faust mit Willensanstrengung versucht, den Erdgeist zu bezwingen, so können wir die Einstellung vorfinden, eine Gebetserhörung geschehe durch unsere Leistung: Wenn ich nur ausdauernd und beharrlich bete – so und so viele Rosenkränze –, dann wird Gott mich erhören. Erfüllt sich die Bitte, so geht die Rechnung auf.

Andernfalls war wohl das Gebet nicht ausreichend genug. Freilich ist das Prinzip des ›*do ut des – ich gebe, damit du mir gibst*‹ so alt wie die Menschheit selbst. Immer schon haben Menschen versucht, die Gottheit für das eigene Interesse gnädig zu stimmen. Mag sein, dass es manchmal zu gelingen scheint. Aber was ist, wenn nicht? In irgendeiner Form hat vielleicht jeder von uns Gott für sich und die eigenen Ideen gewinnen wollen. Das aber ist niemals das Beten, um das die Jünger Jesus bitten.

Beten lernen?

Herr, lehre uns beten! – Haben die Jünger erkannt, dass ihr Beten unzulänglich ist und Gott im allerletzten nicht erreicht? Dass sie in ihrem Beten letztlich einem »furchtsam weggekrümmten Wurm« gleichen? Dass sie das Beten lernen müssen? Doch Beten-*lernen* – hört sich das nicht zunächst wie ein Widerspruch an? Können wir beten *lernen*?

»Entweder ist das Herz so übertoll, dass es von selbst zu beten anfängt, sagen wir, oder es wird nie beten lernen. Das ist aber ein gefährlicher Irrtum, der heute freilich weit in der Christenheit verbreitet ist, als könne das Herz von Natur aus beten. Wir verwechseln dann Wünschen, Hoffen, Seufzen, Klagen, Jubeln – das alles kann das Herz von sich aus – mit Beten. Damit aber verwechseln wir Erde und Himmel, Mensch und Gott. Beten heißt ja nicht einfach das Herz ausschütten, sondern es heißt, mit seinem erfüllten oder auch leeren Herzen den Weg zu Gott finden und mit ihm reden. Das kann kein Mensch von sich aus, dazu braucht er Jesus Christus« (*Dietrich Bonhoeffer*).

Herr, lehre uns beten! – Das ist die inständige Bitte der Jünger, ein *anderes* Beten zu lernen. Beten, wie sie es selbst bislang von sich aus nicht vermochten. Sie wollen wirkliches Gebet erlernen: Gebet, das weg von dem auf sich selbst bezogenen und damit in sich selbst gefangenen Menschen hin zu Gott führt. Ein solches Gebet können wir uns nicht selbst schenken. Dazu brauchen wir Jesus Christus. Denn ohne ihn ist Gott für uns Menschen unerreichbar ferne. Wir müssen erkennen, dass Gott für uns »in unzugänglichem Licht wohnt« (1 Tim 6,16).

Jesus betet

Herr, lehre uns beten! – Jesus Christus möchte unser Vorbild im Beten sein. Wie betet er? Lukas lässt ihn Gott mit dem schlichten Wort ›Vater‹ ansprechen (11,2). Jesus hat in seiner Muttersprache Aramäisch gebetet. Vater heißt in dieser Sprache *abba*. Jesus, und das zeichnet ihn aus, lebt in einer solch innigen und tragenden Beziehung zu Gott, dass er ihn als seinen *abba*, *Vater* anspricht. *Abba* ist aber keineswegs nur das frühkindliche Lallen wie im Deutschen die Anrede *Papa*. *Abba* ist ebenso die respekt- und liebevolle Anrede des Greises: Väterchen. Wenn nun Jesus Gott als *abba* anspricht, so schwingt die ganze Bedeutungsweite von *Papa* bis *Väterchen* mit. Das ist eine Anrede voller Vertrauen, Liebe, Achtung und Wertschätzung.

Gott wird im Alten Testament oft als Vater bezeichnet, seltener jedoch als Vater angesprochen. Psalm 89,27 ist eine dieser selten Stellen: »Er wird zu mir rufen: Mein Vater bist du, mein Gott, der Fels meines Heiles.«

Jesu Leben ist die Verinnerlichung dieses Psalms. Jesus hat sich diesen Vers so sehr zueigen gemacht, dass er aus einem innigen Vertrauen zu Gott heraus lebt und wirkt. Jesu Ruf *abba* ist aus seinem innersten Herzen aufgestiegen. Seine Jünger haben das gehört und erlebt. Der Evangelist Lukas drückt diesen Notenschlüssel, der vor Jesu ganzem Leben steht, in dessen Taufe im Jordan aus: »Zusammen mit dem ganzen Volk ließ auch Jesus sich taufen. Und während er betete, öffnete sich der Himmel, und der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden« (3,21f).

In der Stimme aus dem Himmel findet nichts anderes als Jesu Herzensvertrauen auf Gott seinen Widerhall. Dieses bewährt sich in seinen dunkelsten Stunden, wenn Jesus sich an Gott als seinen *abba* wendet. Am Ölberg vor seiner Gefangennahme betet Jesus: »*Vater*, wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir. Aber nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen« (Lk 22,42). Und in seiner Todesstunde ruft Jesus: »*Vater*, in deine Hände lege ich meinen Geist« (Lk 23,46).

Jesu Vater – unser Vater

Herr, lehre uns beten! – In dieser Bitte scheint die Sehnsucht der Jünger einen Ausdruck zu suchen nach demselben Gottvertrauen, das sie bei Jesus verspürt haben, und nach derselben Gottesbeziehung, aus der heraus Jesus seine Kraft und Botschaft schöpft. Die Jünger wollen einstimmen in den Abba-Ruf. Sie möchten teilhaben an Jesu Gotteskindschaft und selbst als Gotteskinder leben.

So wird aus dem Gebet Jesu, welches er alleine an den Vater richtet, das Gebet seiner Jünger, ja mehr noch das Gebet aller Christen: *Unser Vater* im Himmel!

Unser Vater: Das ist Jesu und mein Vater. Das ist mein Vater und der Vater aller Beterinnen und Beter. Der aufgestandene Christus spricht selbst davon: »Ich gehe hinauf zu meinem und eurem Vater, zu meinem und eurem Gott« (Joh 20,17).

Immer, wenn ich das Vaterunser bete, lasse ich mich hinstellen in ein großes Beziehungsgeflecht: Meine Beziehung zu Christus, dessen Worte ich in meinen Mund nehme. Meine Beziehung zu Gott, den ich mit Christus als Vater ansprechen darf. Meine Beziehung zu all denen, die mit mir rufen: »Unser Vater!« Das Vaterunser ist daher nie ein egoistisches oder exklusives Gebet. Es ist offen auf Gemeinschaft und Beziehung hin. Eine Gemeinschaft, die uns geschenkt ist durch Jesus Christus. Ohne ihn wäre sie nicht möglich!

Vater

Worte sind gefüllt mit unserer eigenen Lebensgeschichte: Mit vielen Worten verbinde ich wie von selbst ganz bestimmte Bilder, Erlebnisse und erst recht Personen. ›Vater‹ ist ein solches Wort. Es ist sogar ein ganz intimes Wort, weil es mich auf den Grund meiner Lebensgeschichte zurückführt: »Tief ist der Brunnen der Vergangenheit« (*Thomas Mann*).

Meinen Eltern verdanke ich mein Dasein. Darüber hinaus hat meine Familie als Ganze meine Kindheit und Jugend entscheidend geprägt. In meinem Leben als Erwachsener

kann ich immer wieder Verhaltensmuster meiner Familie entdecken – der berühmte Apfel fällt eben nicht weit vom Stamm.

Bis er sich vom Stamm löst, ist es ein eigener Reifungsweg: Schönes und Freudiges, aber auch Auseinandersetzung und Unterscheidung gehören dazu. Der Fall des Apfels ist ein Weg in dessen Eigenständigkeit. Dieser ist notwendig, denn Äpfel, die am Baum hängen bleiben, verdorren und faulen. Solche Äpfel sind schließlich unfruchtbar und ungenießbar. Das Verwobensein und Ineinander von Apfel und Baum wird geöffnet und geweitet vom Gebet Jesu. Als Jesus wie so oft mit Menschen im Gespräch vertieft war, »da sagte jemand zu ihm: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sprechen. Dem, der das gesagt hatte, erwiderte er: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und er streckte die Hand über seine Jünger aus und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter« (Mt 12,47-50).

Neue Gemeinschaft

Jesus begründet eine neue Gemeinschaft, die über die leibliche Familie hinausgeht. Er nimmt uns – oder besser: einen jeden Menschen hinein in seine eigene Gottesbeziehung. Der Vater sieht uns mit denselben liebenden Augen an wie seinen eigenen Sohn.

Das ist unsere Berufung als Geschöpfe: Wir dürfen unsere Augen öffnen und können erkennen, dass wir nicht auf uns alleine gestellt sind! Vielmehr sind wir von Anfang unseres Daseins von Gott geliebt. Wir sind, wie

Paulus schreibt, von Gott »im voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben« (Röm 8,29). Wir dürfen Christus ähnlich werden! Das Wasser unserer eigenen Taufe will uns unsere verschlossenen Augen dafür öffnen. Wir alle sind angesprochen bei der Taufe Jesu am Jordan: Du bist mein geliebtes Kind, an dir habe ich Gefallen gefunden (vgl. Lk 3,22). So stiftet Jesus ein neues, umfassendes Familienband, das alle Menschen mit Gott und darum auch miteinander verbinden will. So sind wir Jesu Schwester und Bruder.

Um im Bild vom Apfelbaum zu bleiben: Mit den Augen des Glaubens wird das weiche Gras, in das ich als Apfel falle, zum Gleichnis für Gottes Liebe, die mich umschließt, die mir Halt schenkt, die mir einen festen Boden unter die Füße stellt.

Zugleich sehe ich, dass mein ganzer Stammbaum vom gleichen Gras umschlossen ist: Meine ganze Familie und meine Biographie von Anfang an ist ebenso von Gott getragen. Und wenn ich mich nun umschaue und die anderen Bäume, die anderen Früchte und die Früchtchen sehe, die glänzenden und die runzeligen, kann ich entdecken, dass diese ebenfalls von der großen Wiese aufgenommen sind (ob sie das auch erkennen können oder wollen, das ist eine andere Frage).

Im Himmel

Indem wir nun beten »Vater unser im Himmel«, so ist *Himmel* das Eingeständnis, dass all unser Reden von Gott an seine Grenzen stößt. Alle unsere Worte sind klein vor

Gott und können ihn nicht fassen. Auch das Wort *Vater* ist begrenzt.

Im Letzten kommt es nicht auf das *Wort*, sondern auf seinen *Inhalt* an. Gott als Vater bezeichnen heißt für uns, dass wir ganz auf ihn verwiesen sind, dass er der Schöpfer ist und wir ohne ihn nicht sein können. Wir verdanken uns Gott so, wie wir sind. Wir glauben uns von ihm angenommen und geliebt so, wie wir sind. Andere Worte mögen dies ebenfalls aussprechen. Der Prophet *Jesaja* bezeichnet Gott einmal als Mutter: »Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, so tröste ich euch« (66,13). Im Hochgebet ›Jesus, der Bruder aller‹ betet der Priester in der Präfation zu Gott: Jesu »Leben und seine Botschaft lehren uns, dass du für deine Kinder sorgst wie ein guter Vater und eine liebende Mutter.«

Wir beten mit Jesus zum Vater

Herr, lehre uns beten! Mit dieser Bitte sind die Jünger an Jesus herantreten. Tun wir es ihnen gleich! Bitten wir Jesus Christus, dass er uns an die Hand nimmt und wir mit ihm zu Gott als unseren Vater beten können. »Wer das von Herzen als Anrede sagen kann: ›Vater‹, der hat alles gesagt, was zu sagen ist« (*Gerhard Ebeling*). Die nachfolgenden Bitten des Vaterunsers wollen nichts anderes, als dieses zu entfalten.

Vielleicht zögern wir und zweifeln, ob wir wirklich aus unserem Innersten zu Gott als unserem Vater rufen können. Wir können es! Der Apostel *Paulus* bestärkt uns darin, wenn er an die Römer schreibt: »Ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater!« (8,15). Immer, wenn wir das

Vaterunser beten, stimmen wir ein in das Gebet Jesu. Für uns ist Jesus Christus zum Bruder geworden. Er teilt mit uns unser Menschsein. Um alles weiß er: um unsere Freude und Hoffnung, um unsere Sehnsucht und Angst. All das wird das Seine. So nimmt Jesus uns als ganze Menschen zu Gott mit, zu seinem und unserem Vater. Durch Jesu Menschsein nehmen wir teil an seinem Got-tessohnsein. Jesus Christus zeigt uns, dass wir in Wahr-heit Gottes Kinder sind.

»Wie das Wasser sich mit dem Wein verbindet zum heiligen Zeichen, so lasse uns dieser Kelch teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat.« So betet der Priester, wenn er den Kelch bei der Gabenbereitung zubereitet. In den Wein gießt er ein wenig Wasser. Der Wein, so glauben wir, wird zum Blut Christi. Das Wasser steht für uns Menschen. So wie das Wasser sich im Blut Jesu Christi auflöst, eins mit ihm wird, so lösen wir uns auf in Jesus Christus. Wir werden in der Kommunion *eins* mit ihm. Wir sind wie Jesus Christus selbst Töchter und Söhne Gottes. »Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir, und ich bin in euch«, so verheißt es uns Jesus in seinen Abschiedsreden, wie der Evangelist Johannes sie uns überliefert (Joh 14,20).

Fragen, die weiterführen können...

- Wie bete ich?
- Bin ich offen für die Gemeinschaft, die mir das Vater-unser eröffnen will?
- Kann ich zu Gott ›Vater‹ sagen?

- Habe ich Sehnsucht, zusammen mit Jesus Christus ›Vater‹ zu rufen?
- Habe ich Sehnsucht nach Jesus Christus?
- Was erwarte ich, wenn ich zu Gott als meinem ›Vater‹ bete?

Geheiligt werde dein Name

Mein eigener Name

Mein eigener Name ist mir gegeben worden. Zwar gibt es eigens gewählte Künstlernamen, aber mein ureigener Rufname ist mir von meinen Eltern bei meiner Geburt geschenkt worden. Meinen Namen gebe ich mir nicht selbst. Sogar Spitznamen oder Kosenamen sind geschenkte Namen. Mein Name begleitet mich durch mein ganzes Leben, er haftet und klebt an mir. Mehr noch: Mein Name bin ich selbst.

Ein kleines Kind muss seinen Namen annehmen lernen und mit sich in Verbindung bringen, auf ihn hören. Ein Name wird so zur Identität: »Ich *bin* ...«

Einen Namen ablegen heißt, mit seiner Herkunft zu brechen, die Wurzeln zu kappen – aufgrund einer Unversöhnlichkeit oder von einer existenziellen Krise bestimmt. Wenn ich zu meinem Namen ja sagen kann, dann akzeptiere ich auch meine Lebensgeschichte, meine Familie und damit meine Herkunft. Einen Namen zu tragen, kann auch zur Last werden, wenn meine Eltern berühmt oder berühmt berüchtigt sind. Dann werden an meinen Namen schubladenartig Erwartungen gestellt. Mit diesen muss ich umzugehen lernen – um zu einem eigenständig klingenden Namen kommen.

Name ist mehr als ein Wort, meist mehrere Worte: Vorname und Familienname, manchmal auch weitere Namen, wie der der eigenen Großeltern, irgendwelcher Verwandten, die den Eltern wichtig sind. Mit der bewussten Annahme meines vollständigen Namens gliedere

ich mich ein in meine Familiengeschichte, nehme ich selbst Platz darin. Bei Namenswechsel durch Heirat weitet sich der Familienkreis: Menschen, mit denen ich zuvor nichts gemeinsam hatte, gehören mit einem Mal zu meiner Familie, zu mir selbst. Wir teilen den Namen. Name stiftet so neue Beziehung, wenngleich es auch sprichwörtlich heißt, dass man sich im Gegensatz zu Freunden die eigene Familie nicht aussuchen könne.

»Nomen est omen«

Für gewöhnlich ›sprechen‹ Namen und haben eine Bedeutung. Da gibt es auch Namensironie, wenn z.B. ein Philipp (griechisch: Pferdefreund) allergisch auf Pferde reagiert. In früheren Zeiten waren die Bedeutungen der Namen wichtiger als heute: *nomen est omen* heißt ein lateinisches Sprichwort – der Name ist Vorzeichen. *Faust* will bei seiner ersten Begegnung mit Mephistopheles dessen Namen erfahren: »Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen.« Dieser gibt seinen Namen nicht preis. Hat das damit zu tun, dass das Aussprechen des Namens auch Macht bedeutet? Einem Lehrer, der seine Schüler nicht beim Namen nennen kann, tanzen diese auf der Nase herum, denn mit »Du, da!« fühlt sich niemand angesprochen. Das taucht auch als Motiv beim Märchen vom Rumpelstilzchen auf: »Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß´.« Beim Herausfinden des Namens bekommt die Königin ihr geraubtes Kind zurück und gewinnt somit Macht über den Übeltäter. Das Übel muss folglich beim Namen genannt werden. Das nimmt ihm den Schrecken und das Unbegreifliche. Den Namen zu vertuschen oder

zu verstecken, bringt nichts, nur unnötige Angst. Heilung oder gar Versöhnung geschieht erst, wenn Dinge beim Namen genannt werden, ein Streit offen und direkt ausgesprochen wird. Eine Krankheit, die ich zu benennen weiß, kann behandelt werden.

Wenn Namen verdrängt werden, dann drückt das entweder abgrundtiefen Hass aus oder große Angst. Im Nachkriegsdeutschland wurde der Name *Adolf Hitler* verschwiegen, manchmal hieß er einfach ›*jenner*‹. Eine Parallele können wir zu *Harry Potter* ziehen: Lord Voldemort ist der Übeltäter der Romanheptalogie, der großes Leid in die Zaubererwelt bringt. Es ist unschicklich und gar verboten, seinen Namen auszusprechen. Man spricht von ›Du weißt schon, wer‹. Nur Harry und wenige andere nennen den Bösen beim Namen.

Von Namen und Bildern

Wenn ich an einen Menschen denke, dann denke ich zunächst an seinen Namen. Mit diesem Namen verbinde ich Erinnerungen und mehr noch: ein Bild. Ein solches Bild steigt auf in meinem Innern. Mein inneres Auge sieht es. Solche Bilder können mit der Zeit blass werden oder nur einen Ausschnitt aus der Persönlichkeit eines Menschen zeigen, erst recht dann, wenn dieser verstorben oder lange schon begraben ist. Das Bild drückt meine eigene Vorstellung von einem anderen Menschen aus – mitsamt dem Namen mache ich mir ein Bild von ihm. Das gilt mir selbst gegenüber in gleicher Weise: Mit meinem Namen habe auch ich ein eigenes Bild von mir selbst, so wie ich mich sehen möchte oder wie ich meine, dass andere mich

sehen und wahrnehmen – sei es realistisch oder nicht. Welches ist das richtige Bild? Gibt es das überhaupt?

Ein Name will konkret werden. Der bloße Name ist zu wenig. Beim Lesen eines Buches macht sich ein jeder ein Bild von den Romanfiguren. Manche Zeitungen arbeiten mehr mit Bildern als mit Worten. Menschen, an die ich denke, deren Bild ich vor Augen habe, will ich wieder begegnen – leibhaftig eben.

Gottes Name

Die erste Bitte des Vaterunsers spricht vom *Namen* Gottes. Wie heißt Gott? Wenn von einem Namen die Rede ist, so darf man nach diesem Namen fragen, denn *Gott* ist kein Name. Das Buch Exodus erzählt uns von der Berufungsgeschichte des Mose am Gottesberg Horeb: »Dort erschien ihm der Engel des Herrn in einer Flamme, die aus einem Dornbusch emporschlug. Er schaute hin: Da brannte der Dornbusch und verbrannte doch nicht. Mose sagte: Ich will dorthin gehen und mir die außergewöhnliche Erscheinung ansehen« (Ex 3,2f). Mose begegnet Gott. Er bekommt den Auftrag, die Israeliten aus der ägyptischen Gefangenschaft herauszuführen. »Da sagte Mose zu Gott: Gut, ich werde also zu den Israeliten kommen und zu ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was soll ich ihnen darauf sagen? Da antwortete Gott dem Mose: Ich bin der ›Ich-bin-da‹. Und er fuhr fort: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der ›Ich-bin-da‹ hat mich zu euch gesandt. Weiter sprach Gott zu Mose: So sagt zu den Israeliten: Jahwe, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs,

hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name für immer, und so wird man mich nennen in allen Generationen.« (Ex 3,13f)

Gottes Treue: »Ich bin da«

Jahwe – das ist der biblische Gottesname. Seine Bedeutung ist umstritten. Der Schreiber des Buches Exodus legt seine Deutung des Namens vor: »Ich bin da«. Das hört sich recht statisch und unbewegt an. Im hebräischen Wort steckt mehr Dynamik: ›Ich bin, der ich sein werde‹. Im befreienden Erleben des Exodus – des Auszuges aus Ägypten – wird sich Gott als der erweisen, der er ist. Sein Name ist wirklich Programm! Sein Name ist mit ihm identisch. Gott lässt sein Volk nicht im Stich. Er ist für sein Volk da. Durch die Wüste hindurch führt Gott sein Volk Israel in die Freiheit des gelobten Landes, in »ein Land, in dem Milch und Honig fließen werden« (Ex 3,8). Der Exodus wird jedes Jahr am Pessach-Fest gefeiert. Nach jüdischer Vorstellung ist dieses Fest keine bloße Erinnerung, sondern vielmehr eine Vergegenwärtigung: Gott führt sein Volk *heute* aus der Gefangenschaft heraus. Gott ist nicht ›Ich bin, der ich *war* da‹, sondern er ist immer für sein Volk da. Im Namen Gottes zeigt sich der Bund, den er mit seinem Volk geschlossen hat. Zum Bund gehört auch der Bundesbruch, zur Erwartung die Enttäuschung. Die Schrift Israels erzählt immer wieder von der Untreue des Volkes und von Gottes Zorn: »Ihr seid nicht mein Volk, und ich bin nicht der ›Ich-bin-da‹ für euch«, so lässt der Prophet Hosea Gott zornig sein über den Glaubensabfall und den Götzendienst seines Volkes (Hos 1,9). Doch Gottes Barmherzigkeit und Liebe

ist immer größer als sein – von Eifersucht gedrängter – Zornesausbruch. Gott erneuert und bestätigt seinen Bund: »Du bist mein Volk!« (Hos 2,25). Gott bleibt seinem Namen treu (vgl. Ps 23,3): »Wenn wir untreu sind, so bleibt er doch treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen« (2 Tim 2,13).

Für Christen wird das ›Ich-bin-da‹ konkret in der Menschwerdung Gottes. In Jesus Christus erfüllt und bestätigt sich die Glaubenserfahrung des Volkes Israel. Das ›Ich-bin-da‹ gilt allen Menschen, Christen verkünden den Glauben Israels in die ganze Welt hinein: »Meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel!« – so ruft der greise Simeon vor Freude, als Maria und Josef Jesus in den Tempel bringen (Lk 2,30f). Mit der Geburt Jesu erfüllt sich die Hoffnung des Jesaja, dass ein Kind geboren werde, das den Namen *Immanuel* – *Gott mit uns* – tragen werde (vgl. Jes 7,14 und Mt 1,13). Gottes Dasein für uns endet nicht mit der Himmelfahrt Jesu, sondern bleibt gegenwärtig durch die Zeit hindurch: »Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Welt!«. Mit diesen Worten endet das Evangelium des Matthäus (28,20). Mit ›ich bin bei euch‹ greift der Evangelist auf den Gottesnamen zurück.

»Du sollst dir kein Gottesbild machen!«

Aus Ehrfurcht und Respekt Gott gegenüber spricht der gläubige Israelit den Namen Gottes nicht aus. Anstelle von *Jahwe* liest und spricht er *adonai* (Herr) oder *elohim* (Gott). In dieser frommen Scheu steckt die Einsicht, dass im Grunde kein menschliches Wort Gott benennen kann.

Sein Name – er selbst – ist so unfassbar, dass ihn nicht einmal unsere spitze Zunge in Buchstaben fassen kann. Das alttestamentliche Bilderverbot wurzelt darin: »Du sollst dir kein Gottesbild machen« (Ex 20,4). Nichts Geschöpfliches kann den Schöpfer darstellen. Er übersteigt alle unsere Begriffe und Vorstellungen. Einzig in der Verinnerlichung seines Namens, dass Gott für mich da ist, ereignet sich für mich das rechte Bild von Gott. Das Gottesbild ist nie in toter Materie zu sehen, allein im Gottvertrauen finden wir es. Gott ist der ›Gott der Väter‹ – die auf ihn vertraut haben, ihr Leben in seine Hände gelegt haben: »der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs« (Ex 3,14). Daran dürfen wir uns ein Vorbild nehmen. Nicht in einem Marmorbild findet sich Gott wieder, sondern in meinem ihm vertrauenden Herzen: »Ein fester Turm ist der Name des Herrn« (Spr 18,10).

Gleichwohl bleibt in uns Menschen die Sehnsucht, Gott darzustellen, uns ein Bild von ihm zu machen. Unmittelbar nach dem erlebten ›Ich-bin-da‹ in der Befreiung aus Ägypten baut sich das Volk Israel ein Standbild von Jahwe: ein goldenes Kalb (vgl. Ex 32f). Sie verehren keine andere Gottheit darin, sondern allein Jahwe! Vorbild waren die zahllosen Darstellungen von Göttern im ganzen vorderen Orient. Das wahre Abbild Gottes hingegen ist der Mensch, wie es im Lobgesang der Schöpfung heißt: »Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie« (Gen 1,27). Der Mensch, der auf Gott vertraut und in der Gewissheit lebt: Gott ist bei mir, ist Abbild Gottes. Nicht im Bild begegnen wir Gott, sondern in seinem Dasein für uns. Für Christen bekommt das Dasein Gottes für

uns Menschen im Menschen Jesus Christus Hand und Fuß.

Heiligung des Namens

»Geheiligt werde dein Name«, so betet Jesus. *Wer* heiligt? *Geheiligt* ist in diesem Fall ein so genanntes göttliches Passiv. Das heißt: Der eigentlich Handelnde ist Gott selbst: »Ich werde meinen Namen heiligen, der unter den Völkern entweiht ist« (Ez 38,23). Nur Gott kann seinen Namen wirklich heiligen. Wir Menschen stoßen hier an unsere Grenzen. Häufig wird Gott im Alten Testament als der »Heilige Israels« bezeichnet. Die Heiligkeit Gottes ist Ausdruck seiner unbegreiflichen Erhabenheit. Heilig ist auch der *Name* Gottes, wie es im Psalm heißt: »Singt und spielt dem Herrn, ihr seine Frommen, preist seinen heiligen Namen!« (Ps 30,5) – Darin liegt wohl ein Schlüssel zum Verstehen, was *heiligen* bedeuten kann: Gottes Name und Gott selbst sind heilig. Gottes Name ist mit Gott identisch: Gott ist der »Ich-bin-da« für uns Menschen. Wenn Gott nun selbst seinen Namen heiligt, dann geschieht das eben dadurch, dass er für uns da ist, dass Gott einfach Gott – *Jahwe* – ist! Beten wir um die Heiligung seines Namens, so bitten wir Gott, dass er für uns da ist. Oder genauer: Wir beten darum, dass wir Gottes Dasein für uns erkennen und daraus leben können.

Heilig, heilig, heilig!

In der Berufungsgeschichte des Propheten Jesaja erleben wir einen Ausschnitt aus der »himmlischen Liturgie«. Wir

schauen mit Jesaja in den ›Himmel‹ hinein: Der Herr »saß auf einem hohen Thron. Der Saum seines Gewandes füllte den Tempel aus. Seraphim standen über ihm. Jeder hatte sechs Flügel: Mit zwei Flügeln bedeckten sie ihr Gesicht, mit zwei bedeckten sie ihre Füße, und mit zwei flogen sie. Sie riefen einander zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt« (Jes 6,1-3).

Das *Heilig* rufen die Seraphim einander zu. Sie rufen damit nicht zu Gott. Es ist gerade so, als ob sie sich einfach über Gottes Dasein freuten und durch den Heilig-Ruf miteinander diese Freude teilten. Vor Freude flattern diese Seraphim durch die Lüfte.

Sowohl die jüdische Liturgie der Synagoge als auch die christliche Liturgie kennt diesen Gesang. Vor dem Hochgebet, dem Gebet der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi, wird dieser Lobgesang gesungen. In der Einleitung zum Hochgebet heißt es in der katholischen Liturgie so oder ähnlich: »Darum singen wir mit den Engeln und Erzengeln, den Thronen und Mächten und mit all den Scharen des himmlischen Heeres den Hochgesang von deiner göttlichen Herrlichkeit« (*aus der 1. Präfation von Weihnachten*). Darauf folgt das dreimalige Heilig, das ›Trishagion‹. Wir singen gemeinsam mit den Seraphim diesen Lobgesang. Wir singen ihn einander zu wie die Seraphim in der Vision des Jesaja. Wir teilen darin miteinander den Glauben, dass Gott für uns da ist. Indem wir das Heilig singen, bekräftigen und bestärken wir uns gegenseitig in dieser Hoffnung. Wir geben somit Zeugnis von unserem eigenen Glauben. Und fällt uns der Glaube schwer, so dürfen wir uns vom Heiliggesang der anderen tragen lassen.

Der Heilig-Ruf geht der Wandlung voraus. Wir drücken mit ihm unseren Glauben aus, dass in Brot und Wein uns Jesus Christus selbst begegnet, dass Gottes Name aufstrahlt, sein ›Ich-bin-da‹ für uns Menschen.

»Geheiligt werde dein Name.« Wir heiligen Gott, wenn wir uns sein ›Ich-bin-da‹ verinnerlichen und daraus Leben schöpfen können.

Fragen, die weiterführen können...

- Akzeptiere ich meinen eigenen Namen?
- Welches Bild habe ich von mir selbst?
- Was für ein Bild von Gott habe ich?
- Was bedeutet Gottes Name »Ich-bin-da« für mich?
- Kann ich Gottes Namen für mein Leben verinnerlichen?

Dein Reich komme

Reiche dieser Welt – und ihr ›Herrscher‹

»Jesus wurde vom Geist in die Wüste geführt; dort sollte er vom Teufel in Versuchung geführt werden« (Mt 4,1). Eine der drei Versuchungen, in die der Teufel Jesus hineinführen will, ist die Versuchung der Macht und des Reichtums. Er führte Jesus auf einen sehr hohen Berg und »zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest« (Mt 4,8f).

Der Teufel oder der Satan ist in der Bibel der *Verleumder* oder der *Widersacher*, weil er letztlich alles Gute und die Liebe verleumdet und damit wider die ›Sache‹ Gottes ist – wider das Reich Gottes. Er ist, wie es bei Johannes heißt, »der Herrscher dieser Welt« (Joh 12,31). In der Tat: Es herrschen lieblose und ungute Zustände überall dort, wo nicht Gerechtigkeit und Liebe im Mittelpunkt stehen, sondern der bloße Eigennutz, wo die pure Selbstliebe die Gottesliebe und mit ihr die Nächstenliebe in den Schatten stellt. Das sind dann wirklich ›teuflische‹ oder ›satanische‹ Zustände. Im überspitzten Fall rutscht der Egoismus in die Pseudoreligion des Satanismus ab. Dort geht es nur noch um den absoluten und übersteigerten Egoismus ohne jede Rücksicht auf andere. Der Teufel ist nicht nur Widersacher, sondern erst recht ein ›*Eigen-sacher*‹: Er hat ausschließlich seine eigene Sache, sein eigenes Interesse, seinen eigenen Vorteil: sein Ego im Sinn, niemals die ›Sache‹ Gottes.

Freilich können wir uns den Teufel nicht leiblich vorstellen und noch viel weniger als böses Gegenstück zu Gott. Es gibt keinen Dualismus von Gott und Teufel. Der Teufel ist vielmehr unser eigenes Geschöpf! Wir malen den Teufel an die Wand, wenn wir uns als Menschen in unmenschliche Abhängigkeiten stürzen, wenn wir nämlich die Sachen dieser Welt vergöttlichen. Immer wenn wir Materielles, also Geschöpfliches in den Vordergrund unseres Lebens stellen, dann ist eben nicht Gott in unserer Herzensmitte, sondern bildlich gesprochen der »Teufel«.

Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott!

Selbstverständlich dürfen wir das Materielle an sich nicht verteufeln. Denn die Schöpfung ist gut: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte und es war sehr gut« (Gen 1,31). Es stellt sich vielmehr die Frage, wie wir damit umgehen. Lasse ich mich vom Geld allein bestimmen? Oder nutze ich es einfach, um leben zu können oder gar um anderen Freude zu bereiten? Ist es für mich schlimm, wenn z.B. ein schönes Weinglas zerbricht? Oder sehe ich ein, dass es ersetzbar ist? Mit welchen Augen schaue ich meine Umwelt an? Will ich sie schützen oder nur ausnützen? Martin Luther sagt in seiner Auslegung des ersten Gebotes: »Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott.« Woran also hängen wir unser Herz? Wofür schlägt es höher? Wo hinein lassen wir unser Herzblut fließen? Es ist gut, wenn wir uns selbst im Blick haben und uns gegenüber kritisch sind. Darin liegt Freiheit! Allzu schnell können aus Sehnsüchten wirkliche Süchte werden, Ab-

hängigkeiten. Diese können uns in Bewegung setzen, wie die Karotte vor der Nase des Esels.

Dasselbe gilt aber auch für Nicht-Materielles: für Beziehungen und Freundschaften. Auch hier können wir uns, so eigenartig sich das vielleicht anhören mag, in Abhängigkeiten stürzen. Für gewöhnlich sprechen wir bei Freundschaften und Ehepartnern vom ›haben‹: ›Ich *habe* einen Freund‹, ›ich *habe* eine Frau‹. In diesem *haben* liegt unscheinbar ein gewisser Besitzanspruch verborgen. Wenn ich vom *haben* spreche, drücke ich damit auch Erwartungen aus, die ich insgeheim erfüllt sehen möchte. Ich habe eben ein gewisses Bild von einem Freund, der so und so sein sollte, oder von einem Ehepartner, von dem ich in meinem inneren Auge eine bestimmte Vorstellung habe, wie sie oder er sich verhalten und entwickeln sollte. Solche Erwartungen werden nicht selten enttäuscht. Ja, im wahrsten Sinne des Wortes ›enttäuscht‹, weil sie von Täuschungen, also falschen Vorstellungen befreit werden. Einen Menschen können wir durch unser ›Haben-wollen‹ nicht an uns binden. Die Abhängigkeit vom Gegenüber bestünde in unserer Erwartungshaltung. In dieses Geflecht von *haben* hinein spricht Jesus: »Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig« (Mt 10,37). Das hört sich zunächst unmenschlich und kaltherzig an. Dem ist nicht so, weil die Gottesliebe immer mit der Menschenliebe verbunden ist – »kein anderes Gebot ist größer als diese beiden« (Mk 12,31). Wenn ich mein Herz fest an Gott hänge, dann hängt es eben nicht an meinen Erwartungen anderen gegenüber. Dann steht für mich nicht das *haben* im Mittelpunkt, sondern das *sein für*, also wahre Liebe: ich will Freundin/Freund *sein für*..., ich will Ehemann/Ehefrau *sein für*...

Die Reiche dieser Welt vergehen...

Die Reiche dieser Welt vergehen. An ihrer Pracht nagt der Zahn der Zeit. Ein Reich zerstört nicht selten das andere. Der Kampf ums Überleben tobt. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns viele Reiche in ihrer Größe, aber auch in ihrer Brutalität – von der Antike bis zur jüngsten Gegenwart. Ein Reich oder ein Imperium kann vieles sein: Ein großes Territorium, das von einem Herrscher blutig erobert wurde, dem die Geschichte den Beinamen ›Der Große‹ verliehen hat. Ein Kolonialreich, das die besetzten Länder ausbeutet zum Wohle der Kolonialmacht selbst. Ein Wirtschaftsimperium, in dem Gewinn und Verlust herrschen und Menschen gnadenlos nicht beachtet werden. Der Markt, der als unnahbare und unfassbare Größe Macht über Aktienkurse und ungeheure Geldflüsse besitzt. Aber auch in unserem Alltag gibt es kleine ›Reiche‹ – Domänen meiner eigenen Autorität und Pfründe meines Rechthabenwollens, sei es in der Familie oder im Beruf.

Alle Reiche dieser Welt vergehen, die großen wie die kleinen – sie sind zerfallen oder werden noch vergehen. Der Schreiber der Offenbarung des Johannes hatte als bedrohende Macht das Römische Reich im Visier, als er von der ›Hure Babylon‹ schrieb. Er verheißt ihren Untergang: »Und alles, was prächtig und glänzend war, hast du verloren; nie mehr wird man es finden« (Offb 18,14). Glanz verblasst. Pracht vergeht. Was für die Weltreiche gilt, das gilt jedem Menschen: »Der Mensch bleibt nicht in seiner Pracht; er gleicht dem Vieh, das verstummt« (Ps 49,13). Schönheit runzelt und Vitalität wird alt. Den Jungbrunnen, der uns auf ewig *fit for fun* sein lässt, hat noch niemand ausgegraben. Der Psalmist spricht hier von

dem Menschen, der allein auf die Pracht dieser Welt oder auf die eigene Pracht und Selbstgefälligkeit sein ganzes Leben aufbaut – auf Vergängliches eben. Diesem gleich vergeht der Mensch. Der Glanz der Pracht strahlt nicht weit in die Dunkelheit hinein. Er verheißt uns keine Zukunft, er eröffnet auch keine Perspektive über seine Vergänglichkeit hinaus.

»Alle Reiche dieser Welt«, das sind die Reiche des »Herrschers dieser Welt«. Diese Reiche, die reich an Ungerechtigkeit sind und arm an Liebe, will Jesus nicht annehmen – schon gar nicht zu diesem Preis: »Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest.« Niederwerfen und anbeten meint nichts anderes als die Herrschaft von Unterdrückung und Gewalt zu akzeptieren, sich dem zu unterwerfen und zu beugen. Jesus vertreibt die Versuchung: »Weg mit dir, Satan!« (Mt 4,10)

Gottes Reich

Jesus vertreibt den Satan mit den Worten: »Denn in der Schrift steht: Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen. Darauf lies der Teufel von ihm ab, und es kamen Engel und dienten ihm« (Mt 4,10f). Jesus greift hier auf die Zehn Gebote zurück, worin es heißt: »Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen« (Ex 20,5). Auch wenn das Gebot durch ein *nicht* negativ formuliert ist, so will es doch eine Hilfe für den Menschen sein! Der Mensch braucht sich nicht in die Hände von vielerlei Göttern begeben. Diese machen ihn

letztlich nur unfrei und abhängig. Der Maler *Emil Nolde* zeigt das treffend in seinem Bild vom Tanz um das Goldene Kalb (*Pinakothek der Moderne in München*): Die Menschen, die um das Kalb tanzen, malt er in derselben Farbe wie das Kalb. Der Mensch, der Götzen verehrt, kreist und tanzt um sich selbst, dreht und wendet sich um die eigene Achse, verehrt Selbstgeschaffenes oder gar sich selbst – bis ihm schwindelt. Der Taumel bringt ihn zu Fall.

Gottes Reich ist anders! Es will gerade von diesem Schwindel befreien. Wir brauchen als Menschen nicht mit allerlei Verrenkungen um uns selbst oder um Selbstgeschaffenes herum zu tanzen. Wir dürfen aufrecht dastehen – vor Gott und voreinander. Gottes Reich ist nicht einfach eine Verlängerung unserer Vorstellung von ›Reich‹. Was ist dann *Gottes* Reich?

Gott ist König

Die Rede vom ›Reich Gottes‹ oder vom ›Reich der Himmel‹ geht auf Jesus selbst zurück. Es ist das wesentliche Thema seiner Predigt. Die Bitte um das Kommen des Reiches ist entsprechend im Vaterunser zentral platziert: Sie steht in der Mitte der ersten drei Bitten. Zu dieser Bitte gibt es keine Parallelen im Alten Testament noch im frühen Judentum. Sie ist auf Jesus zurückzuführen. ›Reich‹ bezeichnet im Griechischen (*basileia*) wie im Lateinischen (*regnum*) den Herrschaftsbereich eines Königs. Im Deutschen ist diese Bedeutung seit dem Dritten Reich verschwommen. Daher ist der Weg zum Verständnis erschwert. Jesus spricht also vom Herrschaftsbereich Gottes. Er greift dabei die alttestamentliche Rede

von Gott als König auf: »Der Herr *ist* König, bekleidet mit Hoheit«, heißt es in den Psalmen (93,1). Nach der Befreiung aus Ägypten, als das Volk Israel auf sicherem Boden jenseits des Schilfmeeres stand, in dem die Ägypter ertranken, da sang Mose mit dem Volk ein Jubellied. Darin heißt es: »Der Herr *ist* König für immer und ewig« (Ex 15,18). Der Auszug aus Ägypten ist mehr als die Flucht aus dem Land am Nil. »Ägypten« steht oftmals in der Auslegung der Bibel für alle Unfreiheiten und Abhängigkeiten, in die wir hineingeraten. An beiden Stellen, wo hier von *König* die Rede ist, steht im hebräischen Text ein Verb – »*königsein*« – und nicht bloß ein starres Substantiv. Gott als König ist Gottes *Sein* als König – er sitzt nicht einfach auf seinem Thron, sondern er erweist sich dem Volk Israel als König. Dasselbe gilt auch dem Namen Gottes: Sein »Ich-bin-da« zeigt sich im Vollzug. Im Auszug aus Ägypten zeigt sich Gottes Königsein in gleicher Weise wie sein Name. Kein anderer König kommt gegen ihn an. Gottes Königsein ist identisch mit seinem Namen. Vielleicht können wir sagen, dass »König« eine Umschreibung des Namens ist – ganz im Sinne der frommen Scheu, Gottes Namen auszusprechen. Der Prophet Jesaja verheißt neues Heil für Zion; bei ihm stehen der Name und das Königsein Gottes nahe beieinander, als drücke das eine das andere aus: »Darum soll das Volk an jenem Tag meinen Namen erkennen und wissen, dass ich es bin, der sagt: Ich bin da. Wie willkommen sind auf den Bergen die Schritte des Freudenboten, der Frieden ankündigt, der eine frohe Botschaft bringt und Rettung verheißt, der zu Zion sagt: Gott ist dein König« (Jes 52,6f).

Allmächtig?

In der Vorstellung von Gottes Königsein verbirgt sich eine Gefahr oder besser: in ihr steckt eine Versuchung! Die Versuchung nämlich, Gottes Königsein mit einer vermeintlichen ›Allmacht‹ gleichzusetzen. Mit einer solchen Allmacht, die Dinge tut oder auch nicht. Eine Allmacht, die mir helfen kann oder es bleiben lässt, die das Unmögliche ermöglicht. Diese Allmacht birgt den Wunsch, Naturgesetze und menschliches Handeln zu durchkreuzen. Und mehr noch: diese Art von Allmacht unterliegt in gewisser Weise einer Willkür, die wir gerne mit Gottes unergründlichem Ratschluss übertünchen. Allmacht, die wir für unsere eigenen Wünsche durch Gebetsleistungen oder Opferhandlungen gefügig machen wollen. Gottes ›Allmacht‹ gerät sehr schnell in die Enge! Warum hilft mir Gott nicht? Warum lässt Gott dieses Erdbeben zu? Warum bin ich krank? Wo war Gott, als sein Volk Israel in Auschwitz vergast wurde? Wo war da die Königskrone, die Allmacht Gottes? – So von Allmacht zu reden, führt schnell in die Sackgasse. Wir verwechseln dann Gott mit dem Pharao oder mit Ludwig XIV. oder mit anderen absolutistischen Herrschern. Jesus selbst erteilt solchem Denken eine klare Absage: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« (Joh 18,36). Gottes Reich ist nicht zu vergleichen und erst recht nicht zu verwechseln mit unseren Reichen, mit den ›Reichen dieser Welt‹! Dasselbe gilt von der Allmacht Gottes. Wir haben in unserer Zeit, wo durch Technik und Medizin vieles machbar ist und alles möglich scheint, eine eigene Vorstellung von Allmacht bekommen. Diese dürfen wir nicht auf Gott übertragen und nicht in ihn hineinprojizieren. Seine ›Allmacht‹ ist weder willkürlich noch unbere-

chenbar. Sie ist radikal – sie geht an die Wurzel allen Seins! Gott ist Schöpfer. »Er ist der, ohne wen nichts ist« (*Peter Knauer*). Darin liegt seine Allmacht: Es ist nichts, was ohne ihn sein könnte. So erweist Gott sich in allem als der Mächtige. Er ist der ›Ich-bin-da‹ in jedem Moment. Gott ist mit uns in der Freude und erst recht im Leid. Seine Krone ist nicht aus Gold. Sie ist aus Dornen geflochten. Gerade darin zeigt er seine wahre All-Macht: »Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Röm 8,38f).

Der evangelische Theologe und Märtyrer *Dietrich Bonhoeffer* hat eben dies im Schatten seiner Hinrichtung durch die Nazis in seinem Gedicht ›*Von guten Mächten wunderbar geborgen*‹ eindrucksvoll ausgedrückt: »Und reichst du uns den schweren Kelch, den bittren des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand.« Das kann ernsthaft nur schreiben, wer sein ganzes Herz an Gott hängt, ihm vertraut, wer in Gottes ›Ich-bin-da‹ sich geborgen weiß und für wen Gott König ist, gegen den keine weltliche Macht im allerletzten ankommen kann – kein Kaiser, kein Führer, kein Aktienkurs, kein Marktgesetz... Das ist wirklich »Hoffnung wider alle Hoffnung« (Röm 4,18).

Dein Reich komme!

In der katholischen Liturgie enden Gebete meist mit einer großen Schlussformel: »Darum bitten wir durch Jesus

Christus, deinen Sohn, unseren Herrn und Gott, der in der Einheit des Heiligen Geistes mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.« Es ist leider in Mode gekommen, diese Formel willkürlich abzuändern. Anstößig scheinen die Worte zu sein: ›der mit dir lebt und *herrscht*‹. Stattdessen heißt es dann gerne: ›der mit dir lebt und *liebt*‹ oder ›der mit dir lebt und *wirkt*‹. Das ist zwar gut gemeint, geht aber am Vaterunser vorbei und ist zudem nicht biblisch. An der Stelle des Wortes ›herrschen‹ hat die lateinische Formel das Wort ›*regnare*‹ stehen, was nichts anderes heißt als: ›*König sein*‹. Das knüpft unmittelbar an der alttestamentlichen Vorstellung an, dass Gott *König sein* will in unserem Leben. An seiner Stelle haben keine anderen Könige oder Mächte Platz. Wo hingegen Gott nicht herrscht, da herrschen andere Zustände! Das ist unsere alltägliche Erfahrung.

Wir leben in der Spannung zwischen Glaubenswirklichkeit und Erfahrungswirklichkeit. Im Glauben ist Gott als König der ›Ich-bin-da‹. Außerhalb des Glaubens hingegen ist die Welt gottlos und ohne Hoffnung. Bisweilen nennt man dies die Spannung zwischen dem ›schon und noch nicht‹, was besagt, dass Gott irgendwie ein bisschen da ist und auch ein bisschen weg ist. Dabei übersehen wir, dass ›schon und noch nicht‹ im Grunde keine räumlichen oder zeitlichen Aussagen sind, sondern den Unterschied von Glaube und Unglaube ausdrücken. Beide stecken in jedem Menschen: »Ich glaube; hilf meinem Unglauben«, bittet ein Vater Jesus im Anblick seines kranken Sohnes (Mt 9,24). Und Petrus bekommt von Jesus ausdrücklich den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken (vgl. Lk 22,32). Wir sind auf Bestärkung in unserem Glauben angewiesen. »Dein Reich komme« bittet genau darum. »Im Namen Jesu um das Kommen des

Reiches beten, heißt nicht um das abwesende, sondern um das anwesende Reich Gottes zu beten.« Überhaupt gilt: »Jede Bitte ist zu beten als schon erfüllte Bitte, als ein Nichtzweifeln an dem, was schon gegeben ist, als ein im Danken gründendes Bitten um das Bleiben bei dem, was schon ist« (*Gerhard Ebeling*).

Beten wir »Dein Reich komme«, so bitten wir um Bestärkung im Glauben. Im Licht des Glaubens sehen wir, dass Gott für seine Schöpfung schon immer da ist, dass alles hineingenommen ist in die Gotteskindschaft Jesu, wir alle mit Jesus zu Gott ›Vater‹ rufen dürfen. »Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Das Reich Gottes ist (schon) mitten unter euch« (Lk 17,20). »Dein Reich komme« ist also die Bitte um die Verinnerlichung des Glaubens. Wir dürfen in unserem Herzen verinnerlichen, dass Gott uns schon längst in sein Herz eingeschlossen hat. In jeder Feier der Eucharistie bekommen wir Nahrung für unseren Glauben. In Brot und Wein schenkt Jesus Christus sich selbst. Durch sein Leib und Blut werden wir ihm ähnlich, ja wir werden ihm sogar ›eingefleischt‹ und eingegliedert – das ist Ver-*inner*-lichung.

Fragen, die weiterführen können...

- Woran hänge ich mein Herz?
- Was ist mir in meinem Leben besonders wichtig?
- Wodurch lasse ich mich bestimmen?
- Lasse ich Gott in meinem Leben ›König‹ sein?
- Wie stelle ich mir Gottes ›Allmacht‹ vor?
- Kann ich um das anwesende Reich Gottes beten – im Vertrauen, dass Gott der ›Ich-bin-da‹ ist?

Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden

Gottes Wille? – Um Gottes Willen!

»Gott will es!« – So schrieten die Kreuzritter und zogen mit gezücktem Schwert voran ins Heilige Land. Wie oft wurde in der Geschichte mit dem Schwert missioniert! Wie viele Kriege wurden ›für Gott und Vaterland‹ geführt! Wie viele Menschen kamen ums Leben, weil sie einer anderen Konfession oder einer anderen Religion angehörten! Wie viele Menschen waren als Hexen und Hexer verschrien und mussten ins Feuer! »Gott will es!« *Will* das Gott? Ist *das* Gottes Wille? Einklares Nein! Das ist vielmehr Missbrauch am Willen Gottes!

Es fällt leicht, meinen Willen mit Gottes Willen zu verwechseln. Wir nehmen gerne Gott an die Leine unsres Willens: Wir Menschen denken, dass wir nur dann wirklich frei seien, wenn wir unseren eigenen Willen durchsetzen können. Eigenwillig oder willkürlich – wir stehen damit letztlich uns selbst im Weg, stolpern über unseren Willen. *Martin Luther* erkannte das und sagte: »Wir haben keinen größeren Feind als uns selber.« Dieser Feind ist es, der aus Frieden Krieg werden lässt und aus Liebe Hass. Doch von welcher Art ist dieser Feind? – Es ist die Angst! Die jämmerliche Angst um uns selbst: die Angst, vom Leben zu wenig abzubekommen, die Angst, nicht geliebt zu werden, die Angst alles und sich selbst zu verlieren, die Angst vor dem Sterben und vor dem Tod.

Angst freilich kennt jeder. Sie gehört zum Leben dazu und kann sogar ein Schutzmechanismus sein. Im besten Fall gehe ich mit meinen Ängsten um, indem ich sie wahrnehme, sie ins Gespräch bringe und mich nicht von ihnen bestimmen lasse. Doch was ist, wenn ich meine Angst nicht in den Griff bekommen kann? Wenn sie hingegen mich in den Griff nimmt, mich bestimmt? Wenn sie *Macht* über mich bekommt? – Dann wird die Angst zur Wurzel des Unmenschlichen. Wer allein aus Angst heraus handelt, handelt unmenschlich. Die Macht der Angst um mich selbst ist eine gewaltige Antriebsfeder. Wer aus purer Angst um sich selbst handelt, der ist nicht wirklich frei, sondern fremdbestimmt, gefangen im Kerkerloch der eigenen Angst.

Was ist, wenn die Angst sich mehr und mehr verselbstständigt? Wenn sie sich gar aus dem *Ich* herauslöst? Vielleicht sind genau dies die ›Dämonen‹, die Jesus austreibt: Ängste, die ein Eigenleben bekommen haben?

Angst ist menschlich. Wo sie aber bestimmend wird, macht sie uns unmenschlich. Freiheit ist immer auch Freiheit von der Macht der Angst um uns selbst.

Getsemani

Im Garten Getsemani »ergriff Jesus Angst und Traurigkeit« (Mt 26,37). Jesus ringt mit seiner Angst. Er hat seinen Karfreitag vor Augen. Seine »Seele ist zu Tode betrübt« (Mt 26,38). Uns begegnet Jesus hier ganz und gar als Mensch: War alles vergebens? Was bleibt? Noch wäre Zeit zu fliehen. Hinaus aus Jerusalem! Der Garten Getsemani ist kein Gefängnis, er ist offen. Anderswo wäre Jesus willkommen, hier hat er den sicheren Tod vor Au-

gen. Jesus wirft sich zu Boden und betet – dreimal, und immer wieder sucht er die Nähe zu seinen Jüngern. Diese schlafen. Jesus betet das erste Mal: »Mein Vater, wenn es möglich ist, dann gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern, wie du es willst« (Mt 26,39). Jesus will leben, er will den bittren Kelch des Todes nicht trinken. Er hat Angst. Und er teilt die Angst so vieler Menschen, die dem Tod und dem Leid ins Auge schauen müssen, weil etwa ein Krebs sich tödlich im ganzen Leib ausbreitet. Jesus hofft mit ihnen auf einen Ausweg. Doch in Wirklichkeit ist es ausweglos. Der Tod ist sicher. Doch gerade darin steckt die Unsicherheit, die Angst. »Ich laufe auf eine dunkle hohe Mauer zu, die Mauer macht mir Angst...«, so die Worte eines Mannes, dessen Lebensstunden gezählt waren. Eine dunkle, erdrückende Mauer – Sterben und Tod. Jesus betet zum zweiten Mal. Er betet mit den Worten, die er seinen Jüngern ans Herz gelegt hat: »Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, *geschehe dein Wille*« (Mt 26,42). Beim dritten Mal betet er mit denselben Worten. »Vater, dein Wille geschehe!« – Jesus stellt seinen eigenen Willen hintan, Gottes Wille soll geschehen. Doch was ist Gottes Wille? Ist es der Wille des Vaters, dass Jesus gekreuzigt wird?

Gottes Wille

Es wird Zeit zu fragen, was denn das Wörtchen ›Wille‹ bedeutet. *Wille* kommt von *wollen* und ist verwandt mit *wählen* und *Wohl*. Im Willen ist also deutlich Verantwortung enthalten: Ich muss wählen, d.h. auswählen zwischen verschiedenen Möglichkeiten, wobei ich das Wohl

nicht aus dem Blick verlieren darf – mein eigenes Wohl und das der anderen. Ist uns das bewusst, wenn wir vom Willen sprechen? – Auch *Willkür* ist ursprünglich positiv zu deuten als freie Wahl, erst später wurde aus ihr ein rücksichtsloses Handeln nach eigenem Gutdünken.

Schauen wir ins Alte Testament: Das Wort, das wir für gewöhnlich mit Wille übersetzen, hat die Grundbedeutung: »annehmen, etwas gut finden, Gefallen haben«. Wille meint im Alten Testament zuinnerst einmal *Wohlgefallen*. Es ist ein positives Wort. So beten wir in den Psalmen: »Dein *Wohlgefallen* zu tun, mein Gott, macht mir Freude« (Ps 40,9) und »Lehre mich, dein *Wohlgefallen* zu tun, denn du bist mein Gott« (Ps 143,10). Gottes Wille ist demnach keine Willkür, sondern Wohlgefallen, ein Wohlwollen, das mir Freude bereiten will. Der Beter drückt damit aus, dass er Gott vertraut, dass er auf Gottes Namen baut, auf Gottes »Ich-bin-da«. Das ist der Bund Gottes, den er mit uns Menschen geschlossen hat – Bund ist überhaupt das zentrale theologische Wort des Alten Testaments.

Das meint für mich, den Willen Gottes zu tun: dass ich in meinem eigenen Leben beherzige, dass Gott es gut mit mir meint – allen anderen Erfahrungen zum Trotz. Denn mir bleiben trotz dieses Glaubens die Erfahrung meiner Hilflosigkeit und meine Schmerzempfindlichkeit nicht erspart. Den Willen Gottes zu tun, bedeutet, Gottes Wohlgefallen an mir zuzulassen.

Im Neuen Testament setzt Matthäus den Willen Gottes gleich mit dem *Gesetz*. Das ist die Tora, die fünf Bücher des Mose. Mit dem Gesetz zu leben, das ist Gottes Wille. *Mit* dem Gesetz – aber gerade nicht *unter* ihm. Das Ge-

setz kann auch zur schweren Last werden, zur Bürde, die mich vom Leben fernhält. Jesu Last hingegen will leicht sein (vgl. Mt 11,30). Der Mensch ist nicht zur Erfüllung und Einhaltung des Gesetzes geschaffen worden. Umgekehrt gilt vielmehr: Das Gesetz will dem Menschen dienlich sein. Immer wieder musste sich Jesus mit der Frage nach dem Gesetz auseinandersetzen. Eine Streitfrage war die nach der Einhaltung des Sabbats. Was alles ist erlaubt und was nicht? Jesus entscheidet sich für den Menschen: »Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat« (Mk 2,27). Im Gesetz drückt sich für Jesus Gottes Sorge um seine Schöpfung aus. Jeder hat seinen Platz darin. Keiner soll zu kurz kommen. Das will das Gesetz regeln, so dass ein Zusammenleben für alle Menschen möglich ist.

Die Tora ist eine große Sammlung von Gesetzen – von Geboten und Verboten. Ein Gesetzeslehrer, also ein Experte in Gesetzesfragen und deren Auslegungen, tritt an Jesus heran und fragt ihn nach dem wichtigsten Gebot des Gesetzes. Es sei die Gottesliebe: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken!« und zugleich die Nächstenliebe: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten« (Mt 22,37ff). Jesus verdeutlicht, dass Gottes- und Nächstenliebe das eigentliche Ziel des Willens Gottes sind. Sie sind der Schlüssel ins Himmelreich, in die Gemeinschaft mit Gott, die kein Ende findet: »Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr!, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt« (Mt 7,21).

Gottes- und Nächstenliebe als Wille Gottes

Sowohl Gottes- als auch Nächstenliebe haben dasselbe im Blick: die Freiheit von der Macht der Angst um uns selbst. Gott lieben heißt, dass ich mich von nichts Geschaffenem bestimmen lasse, dass die Dinge dieser Welt, so gerne ich sie habe und so schön sie auch sind, mich im letzten nicht beeinflussen. Gott lieben kann ich nur, weil er mit seiner Liebe mir schon längst zuvorgekommen ist. Darauf fußt auch der Grund für die Nächstenliebe. Weil ich glaube, dass Gott mich angenommen hat, darf ich auch glauben, dass Gott in gleicher Weise alle Menschen angenommen hat und liebt. Wenn ich das wirklich verinnerliche, dann kann ich dem Nächsten nicht mehr anders begegnen als mit Liebe. Der Maßstab in diesem Fall bin ich sogar selbst: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!« Nur wenn ich mich selbst mit meiner eigenen Lebensgeschichte, mit meinen Stärken und Schwächen annehmen kann – eben weil ich mich von Gott angenommen glaube –, dann erst kann ich meine Mitmenschen, meine Nächsten mit deren Lebensgeschichten und deren Stärken und Schwächen wirklich annehmen.

Lieben heißt annehmen können. Liebe ist das Gegenteil von Neid. Ich kann ohne Eifersucht und Neid meine Nächsten annehmen, wenn ich nicht mehr aus der Angst heraus leben muss, in irgendeiner Weise zu kurz zu kommen: Dann habe ich es auch nicht nötig, mich mit anderen Menschen zu vergleichen und mich aus diesem Vergleich heraus selbst zu definieren – wer hat mehr, wer kann mehr, wer hat mehr Einfluss...

In den Grußworten des *Kolossenerbriefes* lautet ein Wunsch, »dass ihr vollkommen werdet und ganz durchdrungen seid vom Willen Gottes« (Kol 4,12). Der Wille

Gottes soll uns durchdringen, unsere letzte Pore ausfüllen und unser ganzes Leben bestimmen. Das ist wahre Freiheit! Das ist wahre Liebe! So werden wir Jesu Geschwister und auf diese Weise erweist sich unsere Gotteskindschaft: »Wer den Willen meines himmlischen Vater erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter« (Mt 12,50).

Wieder in Getsemani

Zurück in den Garten Getsemani! Wir hatten gefragt, ob es der Wille Gottes sein könne, dass Jesus leiden und am Kreuz sterben müsse. »Dein Wille geschehe«, so hat Jesus gebetet. Gottes Wille ist freilich nicht der Kreuzestod, sondern die *Konsequenz* aus Jesu Leben. Seine Frohe Botschaft vom Leben erweist sich im Ringen mit der Angst um sich selbst als stärker. Das ist Gottes Wille: Jesus steht zu seinen Worten, auch wenn diese provoziert und ihm selbst den Prozess gebracht haben. Jesus hat sich den Willen Gottes so sehr verinnerlicht, dass er nun zu seiner Botschaft stehen kann: »Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende zu führen« (Joh 4,34). Jesus lebt vom Willen Gottes, das ist seine Nahrung und nicht die Angst. Jesus will uns allen Vorbild sein: Sein ganzes Leben ist Zeugnis dafür, dass Gottes Wohlgefallen an uns Menschen, denn das ist sein Wille, größer ist als alle Unmenschlichkeit. Wo Gottes Wohlgefallen in einem Menschen Platz genommen hat, da ist kein Platz mehr für die Macht der Angst – da ist diese entmächtigt und entthront. Das ist wirklich revolutionär! Wir sind umgewälzte und ausgewechselte Menschen geworden, wenn wir uns nicht

mehr von der Angst leiten lassen, sondern aus der Gewissheit heraus leben, dass wir Gottes Kinder sind. Dann können wir mit Paulus sagen: »Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir« (Kol 2,20). Wo Christus lebt, regiert nicht mehr die Angst.

Das Ringen in Getsemani stellt an uns die Frage, wie wir selbst mit unserem Glauben ernst machen. Vertraue ich auf Gott oder lasse ich mich doch immer wieder von der Angst um mich selbst bestimmen? Schwanken und Zweifeln sind menschlich. Jesus selbst zeigt uns das. Doch der Glaube kann siegen – dafür steht das Kreuz.

»Wer an seinem Leben hängt, verliert es.« – Im Garten von Getsemani wird nun deutlich, was Jesus mit diesem Satz meint: Am Leben zu hängen heißt, an der Angst zu hängen. Wer sein Leben derart festhält, dass er es auf keinen Fall verlieren will, der hat Angst um sein Leben. Er wird sein Leben verlieren, das ist *todsicher*. »Wer sein Leben aber in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben« (Joh 12,25). Das Leben gering zu achten heißt nicht, das Leben gering zu schätzen, zu missachten oder zu verwerfen. Das Leben ist kostbar! Der Glaubende achtet sein Leben gering in Bezug auf Gott: Gottes Wohlgefallen und Liebe ist größer als die Sorge um unser Leben. So kann das Vertrauen auf Gott stärker sein als alle Macht der Angst um uns selbst. Jesus im Garten von Getsemani ist unser Vorbild – er achtet sein eigenes Leben gering und gibt uns damit ein Zeugnis für Gottes Liebe zu uns Menschen. Jesus ist der Mensch, der nicht aus der Angst um sich selbst heraus lebt. Dieses Lebenszeugnis Jesu gilt es für unser konkretes Leben fruchtbar zu machen! Wir dürfen ihm gleich tun und uns darin einüben, uns nicht von der Macht der Angst bestimmen zu lassen.

Wie im Himmel so auf Erden

Wenn die Bibel von *Himmel und Erde* spricht, so meint sie die ganze Welt – einfach alles: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde« (Gen 1,1). Alles ist von Gott geschaffen. Nichts kann ohne ihn sein. Die Welt in ihrer Gesamtheit soll nun erfüllt sein von Gottes Willen: Wir haben gesehen, dass Gottes Willen sein Wohlgefallen und sein »Ich-bin-da« für uns Menschen ist. Dieser Wille ist mit der Schöpfung grundgelegt: »Gott hat uns im voraus dazu bestimmt, seine Söhne zu werden durch Jesus Christus und nach seinem gnädigen Willen zu ihm zu gelangen« (Eph 1,5). Gottes Wille, sein Wohlgefallen ist es, dass wir unsere Gotteskindschaft annehmen, die er uns von Anbeginn bereits geschenkt hat – wir sollen bei ihm sein *durch* Jesus Christus.

»Das ist Gottes offener Wille: dass die Welt einig wird, indem sie mit ihm einig wird; dass die Welt mit Gott versöhnt wird und so auch in sich selbst versöhnt wird« (*Gerhard Ebeling*). Die Welt soll *einig* sein. Gott selbst ist der Grund hierfür – wenn wir einig sind als Menschen, mit Gott und untereinander, dann haben wir unsere Gotteskindschaft angenommen, dann ist Jesus unser Bruder und Gott unser Vater. In jeder Messe nach der eucharistischen Wandlung betet der Priester um dieses Einssein: »Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut und lass uns eins werden durch den Heiligen Geist« (2. *Hochgebet*). In dieser Einheit gibt es keinen Platz mehr für die Macht der Angst um uns selbst: Wir sind mit Gott und mit uns selbst versöhnt und im reinen. Biblisch gesprochen ist das *Schalom*. Freilich ist *Schalom* mehr als nur das Gegenteil von Krieg. Das hebräische Wort drückt einen *ganzheitlichen Frieden* aus: Einen

Frieden mit Gott, aus dem ich zum Frieden komme mit mir selbst, mit meinen Mitmenschen und zum Frieden mit der ganzen Schöpfung. Um diesen Frieden bitten wir im Friedensgebet der Messe. Das ist der Friede, den die Engel an Weihnachten im *Gloria* verkünden: »Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade« (Lk 2,14). Denselben Frieden spricht der Auferstandene seinen Jüngern zu: »Friede sei mit euch« (Lk 24,36). Dieser Friede ist Gottes Wille. Friede meint Versöhnung und innere Ruhe. Versöhnt und ruhig bin ich nur, wenn ich nicht bei meiner Angst bin, sondern bei Gott: »Meine Seele ist unruhig, bis sie Ruhe findet bei dir, mein Gott« (*Augustinus*).

Fragen, die weiterführen können...

- Was sind meine Ängste?
- Wie gehe ich mit meinen Ängsten um?
- Was heißt für mich ›Gottes Wille‹?
- Lasse ich Gottes Wohlgefallen an mir, sein ›Ich-bin-das für mich zu?
- Nehme ich meine eigene Lebensgeschichte, mich selbst an?
- Sehne ich mich nach dem *Schalom*, den Gott mir schenken will?

Unser tägliches Brot gib uns heute

Hunger

Wir Menschen sind *Hungerwesen*. Wir sind darauf angewiesen, Nahrungsmittel zu uns zu nehmen. Eine gewisse Zeit können wir ohne Essen und Trinken auskommen. Doch diese Zeit ist begrenzt. Nach kurzer Zeit meldet sich unser Magen knurrend zu Wort. Freilich können wir nicht wirklich von *Hunger* sprechen: Für gewöhnlich ist unser Kühlschrank gut gefüllt, wenn nicht, dann ist der nächste Supermarkt nicht weit, sogar sonntags können wir an der Tankstelle einkaufen gehen. *Appetit* verspüren wir, aber Hunger? Und dennoch hungern wir: etwa nach Liebe, nach Gemeinschaft, nach Wärme. Lebensnotwendig ist nicht nur die Nahrungsaufnahme. Es gibt auch andere Kraftquellen für unser Leben. Zwischenmenschliche Beziehungen, Ehe oder Partnerschaft, Freunde – ein ganzes Beziehungsgefüge, das uns tragen kann. Auch Gespräch und Austausch gehören zum Leben. Das zeigte ein Experiment *Friedrich des Großen*: Er ließ Säuglinge großziehen, denen es an nichts fehlte, außer an Worten. Die Ammen sollten sie schweigend versorgen. Der König wollte auf diese Weise die ›Ursprache‹ herausbekommen. Doch die Kinder starben. Ihnen fehlten Worte. Gesprochenes Wort ist lebensnotwendig. Es gibt auch noch anderen Hunger: Hunger, den in uns die Werbung wecken will, indem sie uns vorgaukelt, was wir denn alles zu einem glücklichen Leben unbedingt brauchen. Wir hungern nach *Konsum*. Bisweilen sprechen wir sogar vom Konsumrausch. Hunger kann

schließlich auch zur Sucht werden. Sucht will *befriedigt* werden. Doch was ist das für ein Friede? Kein wirklicher! Kurze Zeit später schlägt die Sucht zurück, sie lässt den abhängigen Menschen nicht los – sei es der Alkohol, der Tabak oder was auch immer uns in Abhängigkeit zu stürzen vermag.

Unser ›Hunger‹ weckt auch die *Sehnsucht* nach Dingen, die wir haben oder erreichen wollen. Wir meinen damit dann glücklich zu sein: ein tolles Auto, eine Fernreise, viel Geld, ewige Jugend... Doch *sehnen* wir uns wirklich nach dem, was wir suchen? Und *suchen* wir wirklich, wonach wir uns sehnen? Wonach sehnen wir uns in unserem Leben? Was suchen wir?

Die alten Römer wussten schon, dass es nicht nur des Brotes bedarf, um die Massen zu beruhigen, sondern auch der Zerstreuung. *Brot und Spiele* war daher die Devise. Ein voller Magen will auch zerstreut und beschäftigt sein, sonst wird es dem Menschen langweilig und die Gefahr, auf dumme Gedanken zu kommen, wird groß. Spiele heutzutage können Internet und Fernseher sein – eine ungeheure Vielfalt der Ablenkung wird da geboten. So viele Programme und Homepages gibt es, dass man sich im Dschungel des *world wide web* oder im Dickicht der Fernsehkanäle schier verlieren kann. Wer sich allzu sehr ablenken lässt, ist nicht mehr bei sich selbst und nicht bei den Menschen, die um ihn herum sind. Es ist leicht, sich selbst aus dem Blick zu verlieren. Doch was haben wir dann im Blick?

Wir bitten um Brot und sind im Grunde doch satt – vielleicht sogar übersättigt. Dennoch hungern und dürsten wir. Wonach? – Wir bitten um Brot und essen Lachs-Brötchen, während Millionen Menschen nichts zu essen

haben. *Marie Antoinette*, die letzte französische Königin, meinte, als sie hörte, dass das Volk kein Brot mehr habe: »Wenn sie kein Brot haben, dann sollen sie doch Kuchen essen!« Dieser Gedanke kostete sie Kopf und Kragen. Wenn wir um das Brot bitten, so gestehen wir uns ein, dass wir *Hungerwesen* sind. Es bleibt die Frage offen, wonach wir *wirklich* hungern? Und: *Worum* bitten wir Gott, wenn wir ihn um das Brot bitten, wenn wir doch schon *satt* sind?

Brot, um das wir bitten

Als Jesus in der Wüste war und fastete, bekam er am 40. Tag Hunger. Der Teufel, der *Versucher*, war sofort zur Stelle: »Wenn du Gottes Sohn bist, dann befiel, dass aus diesen Steinen Brot wird« (Mt 4,3). Die Wüste ist steinreich. Unmassen von Brot wären das! Sicher ist das ein Menschheitstraum, ohne Arbeit und nur mit ein paar gemurmelten Zaubersprüchen und einem Fingerschnipsen satt zu werden. So geistert die Geschichte vom Schlaraffenland durch die Märchenbücher. *Schlaraffen* sind Faulenzer. Die Bibel verheißt uns nicht das Schlaraffenland. Ganz im Gegenteil ist uns Menschen gesagt, dass wir im Schweiß unseres Angesichtes unser Brot essen werden (vgl. Gen 3,19). »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen«, meint *Paulus* (2 Thess 3,10). Was ist mit denen, die arbeiten wollen, aber keine Arbeit finden?

Jesus antwortet dem Teufel mit einem Satz aus der *Tora*, aus den fünf Büchern des Mose: »In der Schrift heißt es: Der Mensch lebt nicht nur vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt« (Mt 4,4 und Dtn 8,3). Nicht das Brot allein macht uns satt. Gottes Wort,

Gott selbst will uns sättigen. Hunger nach Gott drückt der Beter der Psalmen aus: »Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, Gott, nach dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott« (Ps 42,2f). »Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser« (Ps 63,2). Der Durst nach Gott ist groß in diesem Bild vom trockenen und dünnen Wüstenboden – jeden noch so kleinen Wassertropfen saugt er gierig auf. Womit und wie wird Gott uns sättigen?

Das Brot für morgen

Wenn wir auf den griechischen Text des Vaterunsers genau hören, dann bittet Jesus nicht um das *tägliche* Brot auf dem Tisch. Er betet nicht darum, dass wir körperlich satt werden. Jesus betet um das *Brot für morgen*. Die Übersetzung ist nicht ganz sicher. Das griechische Wort *epiousios* ist nicht eindeutig zu übersetzen, am wahrscheinlichsten aber mit ›für morgen‹ widerzugeben. Ein Rätselwort? Was ist das Brot für morgen? Ist das überhaupt schon gebacken?

Dem Brot für morgen begegnen wir in der Wüste. Das Volk Israel wandert 40 Jahre durch die Wüste, ehe es ins gelobte Land einziehen darf. Hungrig sehnt das Volk sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurück – dort wurde es satt. Das Volk murren, denn sein Magen knurrt. Gott lässt sein Volk nicht im Stich. Gott sorgt sich während dieser Wüstentour um sein Volk, er verheißt dem Mose: »Ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen. Das Volk soll hinausgehen, um seinen täglichen Bedarf zu sammeln«

(Ex 16,4). Am nächsten Morgen war dieses Brot da: »Als sich die Tauschicht gehoben hatte, lag auf dem Wüstenboden etwas Feines, Knuspriges, fein wie Reif, auf der Erde... Das Haus Israel nannte dieses Brot Manna. Es war weiß wie Koriandersamen und schmeckte wie Honigkuchen« (Ex 16,13.31). Alle wurden satt. Vom Manna lebte das Volk Israel solange es in der Wüste war. Auf der Sinaihalbinsel gibt es heute noch die *Manna-Tamariske*. Ihr genießbares süßliches Harz wird gerne mit dem biblischen Manna verglichen.

Entscheidend für die Brot-Bitte im Vaterunser ist nun, dass es am siebten Tag, also am *Sabbat*, kein Manna gibt. Ein Tag zuvor bekommt das Volk Israel die doppelte Menge. Es gibt also schon am Freitag, am Tag vor dem Sabbat, das *Brot für morgen*, welches für den Sabbat bestimmt ist.

Brot für den Sabbat

Das Sabbatbrot ist ein anderes Brot! Das Wochentagsbrot ist nicht lange haltbar. Noch am selben Tag muss es gegessen werden, denn »sobald die Sonnenhitze einsetzte, zerging es« (Ex 16,21). Das Sabbatbrot hingegen verdirbt offenbar nicht.

Der Sabbat ist heilig, er ist der Ruhetag Gottes – das hebräische Verb ›*šabāt*‹ heißt in seiner Grundbedeutung *ruhen, mit der Arbeit aufhören, abschneiden*: »Am siebten Tag vollendete der Herr das Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk vollendet hatte. Und Gott segnete den siebten Tag und erklärte ihn für heilig« (Gen 2,2f). Gott lässt den Menschen an seiner Ruhe und an seiner Freude über die

Schöpfung teilhaben: »Sechs Tage kannst du deine Arbeit verrichten, am siebten Tage aber sollst du ruhen« (Ex 23,12). An diesem Tag ist alle Tätigkeit untersagt. Der Sabbat wird damit auch zum Zeichen der *Hoffnung auf Vollendung*. Sabbatruhe und Sabbatgebot verweisen auf die Vollendung der Welt. Diese steht noch aus – das Volk Israel und wir heute erfahren in gleicher Weise unsere Welt als unvollendet und vorläufig. Tod und Vergänglichkeit stehen hierfür. Die Feier des Sabbats gilt dem Volk Israel als Zeichen des *Bundes Gottes* mit seinem Volk (vgl. Ex 31,12-17). Gott verlässt sein Volk nicht: Das Brot des Himmels, das Manna, verweist darauf, insbesondere das Manna für den Sabbat.

Heute und jeden Tag

Für die Jünger Jesu und die ersten Christen wandelt der Sabbat sein Gesicht: Er steht nun zunehmend für das »Land der Ruhe« (Hebr 4,1 und Ps 95,11), das Gott den Menschen *am Ende der Zeit* bereiten wird. Von den »Heiligen«, die im Glauben gelebt haben, heißt es in der *Offenbarung des Johannes*: »Sie sollen ausruhen von ihren Mühen« (Offb 14,13). Das Ausruhen am Ende der Zeiten ist *der Sabbat schlechthin*.

Wenn wir um das Sabbatbrot bitten, so bitten wir letztlich darum, dass wir einmal an der ewigen Sabbatruhe teilnehmen dürfen. Nochmals sei an *Augustinus* erinnert, der betete: »Meine Seele ist unruhig, bis sie Ruhe findet bei dir, mein Gott.« Wir finden Ruhe bei Gott – das ist die Verheißung des Brotes für den Sabbat, des *Brotes für morgen*.

Doch diese Ruhe erbitten wir schon für *heute* und für *jeden Tag*: »Gib uns heute unser Brot für morgen « – wie es bei Matthäus heißt, wohingegen Lukas bittet: »Gib uns jeden Tag das Brot für morgen.« Wir dürfen schon heute und das jeden Tag – also immer in der *Gegenwart* des Augenblicks – mit der Sabbatruhe Gottes rechnen. Nicht eine Vertröstung auf einen fernen (und bedrohlichen) jüngsten Tag ist ausgesagt, sondern *hier und jetzt* dürfen wir in der Gewissheit leben, dass wir bereits an der Sabbatruhe Gottes Anteil haben. Der ›jüngste‹ Tag ist immer heute. Es gibt keinen jüngeren Tag als den heutigen. Es geht um den Augenblick und damit um unser Leben. Wir leben im Augenblick – nicht in der Vergangenheit, in der alles ›besser‹ war, und nicht erst in ferner Zukunft.

Jesus Christus ist das Brot des Lebens

Als Christen feiern wir nun nicht den Samstag, das ist der Sabbat, sondern den *Sonntag*. Heiligung und Feier des Sonntags sind geradezu Ausdruck des Christseins schlechthin. Der Sonntag ist zugleich der erste und der achte Tag der Woche. Mit dem *achten Tag* beginnt etwas Neues: Wir feiern Sonntag für Sonntag, am *Herrentag*, die Auferstehung Jesu Christi. Jesus Christus hat den Tod bezwungen ein für allemal. Das ist der Grund unserer Hoffnung: Wir glauben, dass wir zusammen mit Jesus Christus auferstehen werden. Deshalb ist der achte Tag der Tag der *Neuschöpfung*: »Seht, ich mache alles neu« (Offb 21,5).

Als Christen dürfen wir unser Leben, ja unsere ganze Lebenswelt mit *neuen Augen* anschauen! Mit den Augen des Glaubens, die uns sehen lassen, dass der Tod besiegt

ist. »Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?« (1 Kor 15,55). Dieser Glaube braucht Nahrung. Die Augen des Glaubens müssen geschärft werden. Jesus Christus selbst nährt unseren Glauben, er schärft unseren Blick: »Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt wird nie mehr hungern« (Joh 6,35). Er will unseren innersten Hunger stillen, den Hunger nach Liebe und Leben, den Hunger nach Gemeinschaft und Angenommensein. Jesus Christus stillt den Hunger, den wir im Letzten selbst nicht stillen können. Freilich ist die Liebe großartig, die wir einander schenken können. Doch sie ist geschöpfllich und vergeht wie wir. Liebe ist verwundbar: Brüche und Scheitern müssen wir gerade hier als umso schmerzlicher erleben. Ihre Großartigkeit besteht nun darin, dass sie uns verweist auf Gottes Liebe. All unsere endliche Liebe ist Gleichnis für Gottes *unendliche* Liebe.

Jesus Christus greift auf das Manna zurück: »Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben« (Joh 6,49). Das Manna ist vergänglich wie das Leben selbst. Es verweist jedoch auf Größeres: »So aber ist es mit dem Brot, das vom Himmel herabkommt: Wenn jemand davon isst, wird er nicht sterben. *Ich bin das lebendige Brot*, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt« (Joh 6,50f). *Jesus Christus essen* heißt, sich zu verinnerlichen, dass wir mit Jesus als Bruder Kinder des einen Gottes sind und mit ihm zusammen »*Abba!*« rufen dürfen. Wie das Brot uns Nahrung gibt für das vergängliche Leben, so schenkt sich Jesus Christus uns als Nahrung für das ewige Leben.

Unser (tägliches) Brot für morgen gib uns heute

Wir beten in dieser Bitte letztlich um Jesus Christus selbst. Er ist an die Stelle des Manna gerückt. Wir beten um die innige Gemeinschaft mit ihm, um eine *Vereinigung* mit Jesus Christus. Das Einssein mit Jesus ist aber nicht erst etwas Zukünftiges. Es will sich heute, hier und jetzt ereignen – jeden Tag. Gemeinschaft mit Jesus Christus das ist das »Leben in Fülle« (Joh 10,10), ein Leben, das kein Ende findet, ein Leben, das nicht stirbt. Wir glauben als Christen, dass wir *aufstehen* werden. Was *Auferstehung* bedeutet, können wir nicht begreifen. Auferstehung ist so unbegreiflich wie Gott selbst. Wir können aber sagen, dass unsere Gemeinschaft mit Gott kein Ende finden wird. Was uns hier und heute bereits zugesagt ist, wird Bestand haben. *Paulus* drückt dies nahezu beschwörend im *Brief an die Römer* aus: »Ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Röm 8,38f).

Und gerade so wird das Brot für morgen nun doch zum täglichen Brot: Jeden Tag neu dürfen wir uns der unzertrennlichen Liebe Gottes gewiss werden. Wie nötig wir diese Zusage haben! Wir lassen uns daran erinnern, wenn wir das Vaterunser beten – Tag für Tag. Der Hunger ist groß! Denn die Herausforderungen unseres Alltages sind es auch. Immer wieder wird unser Glaube und unsere Hoffnung auf den Prüfstand gestellt. Freilich bewegen uns die Ereignisse in der großen Welt, viel mehr aber noch die eigenen: Wenn plötzlich in unserem Körper ein

Tumor zu wachsen beginnt, wenn ein lieber Mensch zu früh von uns geht, wenn...

»Mein Fleisch ist wirklich eine Speise, mein Blut ist wirklich ein Trank« (Joh 6,55). Diese Worte Jesu begegnen uns in jeder Feier der Eucharistie. Jesus Christus selbst will uns begegnen, will uns nahe sein, ganz tief in uns. Wo er in uns Platz hat, ist kein Platz mehr für anderen Hunger, erst recht nicht für die Angst. Jesus Christus will unsere Gewissheit sein. Er ist der Grund unserer Hoffnung. In jedem Gottesdienst schenkt er uns seine Gemeinschaft – das ist *Kommunion*. Das Brot der Eucharistie ist das Brot für den Sabbat schlechthin. In Jesus Christus können wir Ruhe und Frieden finden. *Heute* sind wir eingeladen zu seinem Mahl der Liebe. *Heute* essen wir das Brot für morgen. *Heute* will Gott uns nahe sein!

Fragen, die weiterführen können...

- Wonach habe ich Hunger?
- Verspüre ich Sehnsucht? Wonach sehne ich mich?
- ›Dürste‹ ich nach Gott? Wie zeigt sich mein Durst nach Gott? Wie spüre ich die Sehnsucht nach Gott?

- Welchen Stellenwert hat der Sonntag für mich?

- Lasse ich meinen Glauben von Jesus Christus nähren?
- Was heißt es für mich, Eucharistie mitzufeiern?
- Was sehe ich mit den Augen des Glaubens?
- Lebe ich in der Gewissheit, dass mich nichts von Gottes Liebe trennen kann?

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern

Spieglein, Spieglein an der Wand ...

»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« Wir kennen das Märchen vom *Schneewittchen* und seiner Stiefmutter, der bösen Königin, die es nicht verkraften kann, nicht die Schönste im ganzen Land zu sein. Schneewittchen sei tausendmal schöner als sie, sagt der Spiegel an der Wand. Neid und Hass sind abgründig. Die Königin will die Konkurrentin aus dem Weg schaffen; beim zweiten Mordversuch gelingt ihr das mit einem vergifteten Apfel. Da Schneewittchen stirbt, noch ehe sie den Giftbrocken schlucken kann (so schnell wirkt das Gift!), bleibt ihr dieser im Hals stecken. Die unsterbliche Liebe des Prinzen schließlich rüttelt so sehr am Glassarg von Schneewittchen, dass das Apfelstück ihr aus dem Mund springt und sie wieder zum Leben erwacht. Es gibt eine rauschende Hochzeit, zu der auch die böse Königin kommt: »Vor Angst und Schreck stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden glühend hereingebracht: Da musste sie die feuerroten Schuhe anziehen und darin tanzen, dass ihr die Füße jämmerlich verbrannten und sie durfte nicht aufhören, bis sie sich tot getanzt hatte« (*Brüder Grimm*). Die böse Königin ist so sehr von sich selbst eingenommen, dass sie nichts und niemand neben sich dulden

kann. Sie will die Schönste sein. Das ist ihr derart wichtig, dass sie auch vor einem Mord nicht zurückschreckt. Sie geht über die Leiche ihrer Stieftochter. Ein Mensch, der so sehr um sich selbst kreist und dreht, ist letztlich gefangen im Wahn und umgeben von Trugbildern. Die Königin hat ein egozentrisches Weltbild: Sie ist der Mittelpunkt! Alles dreht sich um sie und sie selbst wiederum um ihre eigene Achse. Mit der Wahrheit, die ihr der Spiegel vor Augen hält, kann sie nicht umgehen. Alles Make-up bringt ihr nicht die erwünschte Schönheit. Das stürzt sie dann auch wirklich in den Tod: Die überspannte Selbstliebe ist der Grund ihres Todesurteils. Sie dreht sich selbstgefällig um sich selbst. Der Todestanz am Ende des Märchens ist Ausdruck hierfür. Sie musste so lange in den glühenden Pantoffeln tanzen, bis sie tot umfiel. Egoismus führt in den sozialen Tod, ins Abseits. Liebe, die sich nicht verschenkt, bleibt unfruchtbar. Ausdrücklich wird die Königin im Märchen als »gottlos« bezeichnet. In der Tat ist *gottlos*, wer ausschließlich in sich selbst vernarrt ist. Wo die Liebe nicht ist, ist Gott auch nicht. Eine lieblose Welt ist zugleich auch eine gottlose Welt, denn »wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; Gott ist die Liebe« (1 Joh 4,8). Wo die Liebe nicht ist, da ist der Tod. Die Königin tanzt ohne die Liebe in ihren eigenen Tod hinein. Ihre extreme Selbstliebe führt sie in den Beziehungstod. Ihr Egoismus zeichnet ihren Tod vor. »Wer nicht liebt, bleibt im Tod« (1 Joh 3,14).

Sünde und Schuld

Das Märchen von Schneewittchen und seiner bösen Stiefmutter kann uns verstehen helfen, was die Bibel un-

ter Sünde und Schuld versteht. Das hebräische Alte Testament sowie die Muttersprache Jesu, das Aramäische, haben dafür nur ein Wort: Sünde und Schuld sind meist gleichzusetzen. Erst im Neuen Testament verwendet das Griechische zwei verschiedene Worte. Das zeigt sich, wenn *Matthäus* im Vaterunser von ›Schuld‹ spricht und *Lukas* von ›Sünde‹. In der Gebetssprache Jesu stand dafür ein und dasselbe Wort. Schuld und Sünde gehören also zusammen: Wenn wir sündigen, dann bleiben wir Gott etwas schuldig. Das ist das biblische Verständnis.

Was ist Sünde? In unserem Sprachgebrauch wird *Sünde* durchweg moralisch verwendet. Wo von Sünde gesprochen wird, erhebt sich sogleich der Zeigefinger: Es gibt Verkehrssünder und Umweltsünder; wir sündigen, wenn wir zu viel essen oder gar naschen; und wir fragen mit einem verschmitzten Lächeln, ob denn Liebe Sünde sein könne.

Sünde im Verständnis der Heiligen Schrift hingegen sagt etwas über den Menschen und seine *Beziehung zu Gott* aus. Sünde ist die Verweigerung der Gottesliebe und damit auch Absage an die Nächstenliebe. Der Mensch, der sich der Liebe Gottes entzieht, lebt in Sünde. Er bleibt somit Gott etwas schuldig, nämlich die Antwort auf Gottes Liebe – das ist die Schuld. Das Alte Testament zeichnet einen eifersüchtigen Gott: »Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott« (Ex 20,5). Sein Volk geht fremd, verehrt andere Götter und bricht damit den Bund. Der Prophet *Jeremia* bezeichnet den Bundesbruch des Volkes als ›Ehebruch‹. Doch Gott lässt nicht locker, immer wieder neu wirbt er um sein Volk. Gott will sein Volk retten: »Verkündet, lobsingt und sagt: Der Herr hat sein Volk gerettet, den Rest Israels« (Jer 31,7).

Unglaube als Sünde

Sünde ist also das Leben ohne Gott. Im *Johannesevangelium* setzt Jesus die Sünde mit dem Unglauben gleich: Sünde ist, »dass sie nicht an mich glauben« (Joh 16,9). Doch das ist *keine* moralische Aussage. Vielmehr geht es um Lebensqualität! Wer im Glauben lebt, hat das »Leben in Fülle« (Joh 10,10). Wer dagegen im Unglauben lebt, also ohne Gott, der muss wie die Königin tanzen bis zum Umfallen. Freilich leben Menschen ohne Gott nicht als schlechtere Menschen. Ethik und die Frage nach dem rechten Handeln kommen ohne Gott aus. Im Unterschied zum Unglauben eröffnet der Glaube einen Ausblick über das eigne Leben hinaus: Der Glaube öffnet unsere Augen für unsere Gotteskindschaft. Wenn wir mit Jesus zu Gott *Abba* rufen, dann tanzen wir eben nicht mehr um uns selbst, bis wir tot umfallen. Wenn Gott uns zum *Vater* geworden ist, dann stehen wir im rechten Lot, denn dann ist unser Bezugspunkt Gott und nicht mehr wir selbst. Der Tanz der Königin hätte ein Ende. Sie dürfte die Schuhe ausziehen. Indem wir das Vaterunser beten, richten wir uns auf Gott hin aus, lassen wir uns hineinstellen in seine Gemeinschaft, geben wir unserem Leben eine Orientierung. Überhaupt heißt *orientieren*, sich auf Jesus Christus ausrichten. Der Orient, und daher kommt orientieren, ist der Ort der aufgehenden Sonne, der Sonnenaufgang. Für uns Christen ist das die Sonne des Ostersonntagmorgen: Der auferstehende Christus will die Sonne in unserem Leben sein, die unsere Leben in ein neues Licht eintaucht – entgegen aller Dunkelheit. Dieses goldene Licht der Ostersonne erhellt unser Leben. Wer sich orientiert, ist wie eine Sonnenblume, die ihr Gesicht ins Sonnenlicht hält, Jesus Christus entgegen.

O glückliche Schuld

Wie kann Schuld glücklich sein? Das scheint ein Widerspruch zu sein: Schuld und Glück. Ist doch die Schuld wie die Sünde der Unglaube, der im Dunkeln tappt. Wie kann da von Glück die Rede sein?

Der Ruf der *felix culpa*, der glücklichen Schuld, hallt in den Kirchenraum hinein, der vom Licht der Osterkerze erfüllt ist. Im Lob der Osterkerze, dem *Exsultet*, heißt es in der Liturgie der Osternacht: »O glückliche Schuld, welch großen Erlöser hast du gefunden!« Die Schuld kann ›glücklich‹ sein, weil sie einen Erlöser gefunden hat. Aus der Schuld Gott gegenüber können wir Menschen uns nicht selbst erlösen. Jesus Christus selbst ist es, der uns aus dem Unglauben herausreißt und uns hineinstellt in seine Gemeinschaft. Jesu Bildrede vom Arzt verdeutlicht das: »Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten« (Mk 2,17). Sünde ist *Krankheit*. Eine Krankheit, die ausweglos in den Tod hineinführt. Jesus Christus will diese Krankheit heilen – er ist der ›Heiland‹, wie ein altes Wort es ausdrückt. Sünde, das Leben ohne Gott, ist ein heilloses, ungesundes und todbringendes Leben. Ein solches Leben ist nicht Gottes Wille. Gleichzeitig ist es aber Gott, der den ersten Schritt auf uns Menschen zugeht. Den Unglauben können wir nicht alleine ablegen. Unser Glaube hingegen kommt vom Hören auf Gottes Wort (Röm 10,17). In Jesus Christus begegnet uns dieses Wort als menschliches und damit verständliches Wort, das uns heilen will, das uns befreit aus dem Unglauben. Das ist das Glück der Schuld!

Das Geschenk des Glaubens ist so ungeheuer groß, weil wir den Glauben nicht einfach in uns haben. Der Glaube

ist uns nicht angeboren. Genau das meint die Rede von der *Erbsünde*: Wir kommen nicht im vornherein als Glaubende auf die Welt, wohl aber mit der *Möglichkeit*, Glauben zu können – das meint das Wort *Gnade*.

Vergib uns unsere Schuld

Mit der Bitte um Schuldvergebung gestehen wir uns ein, dass wir unseren *Glauben als Geschenk* empfangen haben. Dieser will gehegt und gepflegt sein. Die Liebe Gottes freilich gilt ein für allemal und ist unüberbietbar. Unsere Antwort darauf will immer wieder neu sein. Bitten wir Gott um Vergebung, so meinen wir auch unseren Zweifel und bitten um Bestärkung im Glauben. Glaube will uns Christus ähnlich machen. Das verändert auch unser Tun! Wer wie Christus aus einem innigen Gottvertrauen heraus leben kann, handelt anders als ohne den Glauben. Schuld ist somit nicht nur der fehlende Glaube, sondern auch das (moralisch schlechte) Tun außerhalb des Glaubens, wenn wir uns von der Angst um uns selbst bestimmen lassen und nicht von unserer Gotteskindschaft.

Noch einmal zu Schneewittchen: Die böse Königin tilgt ihre Schuld mit dem Tod. Das eiserne Gesetz des Märchens kennt hier die Vergebung nicht: Die Königin muss tanzen, bis sie tot ist. Ihre Schuld bringt sie in den Tod. Gott hingegen will nicht den Tod des Schuldigen: »So wahr ich lebe – Spruch Gottes, des Herrn –, ich habe keinen Gefallen am Tod des Schuldigen, sondern daran, dass er auf seinem Weg umkehrt und am Leben bleibt« (Ez 33,11). *Umkehren* heißt: sich abwenden vom egozentrischen Tanz um sich selbst und sich hinwenden zu

Gott. Wer immer sich Gott zuwendet, der erfährt Vergebung. Jesus veranschaulicht dies an einem Gleichnis: Ein König verlangt von seinen Dienern Rechenschaft. Einer steht bei ihm mit 10000 Talenten in der Kreide. »Da fiel der Diener vor ihm auf die Knie und bat: Hab Geduld mit mir, ich werde dir alles zurückzahlen. Der Herr hatte Mitleid mit dem Diener, ließ ihn gehen und schenkte ihm die Schuld« (Mt 18,26f). Die Summe der Schuld ist schwindelerregend hoch: ein Betrag von etlichen Millionen Euro. Zum Vergleich: König Herodes der Große, gewiss kein armer Mann, hatte Jahreseinkünfte von 900 Talenten. 10000 Talente, das ist Geld, welches ein einfacher Diener nie und nimmer aufbringen kann. Doch der König hat Mitleid. Er lässt ihm die komplette Schuld nach, sie ist ausgetilgt und beglichen.

O glückliche Schuld! Gott handelt wie der König, wenn wir ihn aufrichtig um Vergebung bitten. Er schenkt uns seine Liebe und umarmt uns wie der barmherzige Vater seinen verlorenen Sohn (vgl. Lk 15,11-32). Das *Sakrament der Versöhnung*, die Beichte, spricht uns diese Vergebung Gottes persönlich zu – in mein eigenes Leben hinein, so wie es ist. Vergebung ist nicht etwas Allgemeines, sondern will konkret und persönlich sein. Durch den Priester schenkt uns Gott seine Versöhnung.

Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern

Wir könnten uns nun vorstellen, dass jener Diener, der mit seiner übergroßen Schuld seines Lebtages nicht mehr glücklich geworden wäre, vor lauter Freude in gleicher Weise handelt wie der König und seinem Schuldner dessen Schulden erlässt. Doch ganz im Gegenteil fordert er

nun mit aller Schärfe und Härte von einem anderen Diener desselben Herrn einen vergleichsweise lächerlichen Betrag von 100 Denaren ein – der Lohn eines einfachen Arbeiters von etwa 100 Arbeitstagen. Gewiss nicht wenig, aber verhältnismäßig gering. Die Beobachter der Szene wenden sich betrübt an den König. Sofort zitiert er den Diener zu sich: »Du elender Diener! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich so angefleht hast. Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte?« (Mt 18,32f).

Vielleicht ist das Handeln des Dieners menschlich zu verstehen, aber er handelt zutiefst unmenschlich. Was er an Liebe und Erbarmen durch den König erfahren hat, kann er nicht weitergeben. Doch gerade darum bitten wir im Gebet Jesu: Dass wir lernen, das von Gott Empfangene an andere weiterzugeben. Wenn ich mich im Glauben von Gott geliebt weiß, dann kann ich im Innersten meines Herzens den anderen Menschen nicht mit Hass begegnen. Gott als Vater anrufen und die ›Geschwister‹ prügeln, das passt nicht zusammen. Freilich gibt es Rangeleien und Sticheleien, das ist menschlich. Es geht um die Grundhaltung. Wie begegnen wir grundsätzlich einander? Können wir vergeben und verzeihen?

Gebet und menschliches Handeln gehören zusammen, sonst wären unsere Gebete hohle Worte, die dumpf verhallen. Die Fassung des Vaterunsers von *Matthäus* verdeutlicht das: »Und erlasse uns unsere Schulden, wie wir selbst sie unseren Schuldnern erlassen haben« (Mt 6,9). Unser eigenes Tun geht in diesem Fall dem Beten sogar voraus. Weil wir einander vergeben können und einander vergeben haben, dürfen wir in unserem Gutsein zueinander Gottes Vergabung erhoffen.

Friedensgruß und Friedenskuss

Das Vaterunser wird im Gottesdienst unmittelbar vor der Kommunion gebetet. Nicht nur wegen der Brotbitte, die von den Kirchenvätern als Bitte um das eucharistische Brot verstanden wurde, sondern gerade auch wegen der Vergebungsbitte. Jesus selbst spricht in der Bergpredigt, noch vor dem Vaterunser, ebenfalls von Vergebung: »Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich erst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe« (Mt 5,23f). Jesus meint den Gottesdienst im Jerusalemer Tempel. Dieser stand im Volk Israel für die Gegenwart Gottes bei seinem Volk.

Dasselbe gilt für den christlichen Gottesdienst und den eucharistischen Altar: Bevor der Gläubige zum Altar tritt, soll er sich versöhnen mit seinem Bruder oder mit seiner Schwester. Der Empfang der Kommunion ist Ausdruck der Einheit und der Versöhnung in zweierlei Hinsicht: Das Einssein und Versöhntsein mit Gott, den wir als barmherzigen Vater anrufen, provoziert geradezu Einheit und Versöhnung unter uns Christen. Weil er uns vergibt, haben wir Grund, auch einander zu vergeben. Und umgekehrt: Indem wir einander vergeben, strahlt unter uns etwas von Gottes Liebe auf. Vor der Kommunion lädt der Diakon die Gemeinde zum Friedensgruß ein: »Gebt einander ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung!« In unserem Kulturkreis ist das für gewöhnlich ein einfacher Handschlag und ein Lächeln. Anderswo gibt es den Friedenskuss. Wir kennen das zum Beispiel aus Frankreich, wo man sich mit Küsschen auf die Wangen begrüßt und verabschiedet. Ohne den ernst gemeinten Frie-

densgruß ist der Empfang der Kommunion unehrlich. Wir können nicht mit Gott eins sein, wenn wir als seine Kinder uneins sind.

Das Friedensgebet des Priesters hat deshalb nicht den Weltfrieden im Blick. Um diesen bitten wir im *Embolismus*, den Einschub nach dem Vaterunser: »Erlöse uns, Herr, allmächtiger Vater, von allem Bösen und gib Frieden in unseren Tagen ...« Das Friedensgebet hat den Frieden und die Einheit der *Kirche*, also aller Gläubigen – aller *Gotteskinder* –, im Blick und ganz konkret die versammelte Gemeinde. Der Aufruf dazu ist die Vergebungsbitte im Vaterunser: Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Erst wenn wir einander vergeben können, ist das Mahl der Eucharistie auch wirklich Ausdruck unserer Einheit mit Gott und untereinander.

Deshalb bittet der Priester: »Herr Jesus Christus, schau nicht auf unsere Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche und schenke ihr nach deinem Willen Einheit und Frieden. – Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch!«

Fragen, die weiterführen können...

- Woran orientiere ich mich?
- Wo entdecke ich in meinem Leben Momente des Unglaubens?
- Kann ich mir diese Momente eingestehen und Gottes Vergebung annehmen?
- Spielt für mein Glaubensleben das Sakrament der Versöhnung (die Beichte) eine Rolle?
- Wie gehe ich mit Schuld um? Mit meiner eigenen? Mit der Schuld anderer mir gegenüber?

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen

Abrahams Wagnis und Glaube

Nicht immer hieß Abraham *Abraham*. Als seinen ursprünglichen Namen nennt uns die Bibel ›*Abram*‹: »Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein« (Gen 12,1f).

Abram vertraut Gott. Er verlässt seine Heimat und zieht ins Ungewisse. Alles Vertraute lässt er zurück: das Land seiner Ahnen, die Großfamilie und allen festen Besitz. Auf Neues lässt er sich ein. Abram vertraut einzig dem Wort Gottes, der Verheißung, die an ihn erging. Geschieht das aus bloßer Abenteuerlust? Wohl kaum. Abram wird als 99 Jahre alter Mann beschrieben (Gen 17,1). Auch wenn er ein sprichwörtlich *biblisches Alter* erreichen wird, so ist er doch kein Jungspund mehr. Kinderlos zieht er aus seiner Heimat. Das heißt für damalige Verhältnisse, dass er ohne jede Absicherung loszog, denn die Großfamilie verlässt er, die ihm gegenüber verpflichtet wäre.

Nach diesem ersten Vertrauensersweis Abrams Gott gegenüber verheißt ihm Gott eine große Nachkommenschaft: »Sieh doch zum Himmel hinauf und zähl die Sterne, wenn du sie zählen kannst. Und er sprach zu ihm: So zahlreich werden deine Nachkommen sein« (Gen

15,5). Eine ungeheuer große Zahl, wenn man dazu bedenkt, dass der Sternenhimmel der Wüste – ohne fremdes Licht abgelenkt – eine weit größere Zahl von Sternen preisgibt als unser Himmel in Mitteleuropa.

Gottes Bund und Probe Abrahams

Gott schließt mit Abram einen Bund und gibt ihm einen neuen Namen: »Das ist mein Bund mit dir: Du wirst Stammvater einer Menge von Völkern. Man wird dich nicht mehr Abram nennen. Abraham (Vater der Menge) wirst du heißen; denn zum Stammvater einer Menge von Völkern habe ich dich bestimmt« (Gen 17,4f). Entgegen der berechtigten Zweifel Abrahams – »Können einem Hundertjährigen noch Kinder geboren werden, und kann Sara als Neunzigjährige noch gebären?« (Gen 17,17) – verheißt Gott ihm und seiner Frau Sara die Geburt ihres Sohnes Isaak.

Isaak ist in gleicher Weise der Bund Gottes auf zahlreiche Nachkommenschaft verheißten. Um so größer ist die Probe, auf die Gott Abraham stellt: »Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Morija und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar« (Gen 22,2). Protest und Empörung wären das Mindeste, das hier angebracht wäre. Wut Gott gegenüber und Hass auf ihn, weil dieser Befehl alle Hoffnung zunichte macht, wären rein menschlich verständlich. Das Opfer Abrahams käme doch einem Bundesbruch Gottes gleich, oder etwa nicht? Wie soll sich die Verheißung auf reiche Nachkommenschaft erfüllen, wenn der einzige Hoffnungsträger, Isaak, geopfert werden soll? Doch Abraham reagiert anders: Er

nimmt seinen Sohn und bricht auf, um dem Wort Gottes Folge zu leisten. Wieder zieht er ins Ungewisse, wieder gibt er sein Vertrauen ganz und gar Gott hin.

Die Erzählung spitzt sich dramatisch zu: Abraham holt schon mit dem Messer aus, um Isaak zu schlachten. Im allerletzten Augenblick kommt ein Engel Gottes und hält ihn davon ab: »Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, dass du Gott fürchtest; du hast mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten« (Gen 22,12). Abraham hat die Probe bestanden. Sein Vertrauen auf Gott war größer als alle Angst um sich und seinen Sohn. Sein Glaube hat sich als größer erwiesen als der Zweifel. Abrahams Glaube hat sich bewährt. Gott verheißt Abraham daraufhin nochmals reiche Nachkommenschaft und Segen.

Kinder Abrahams

Ein jeder, der den Glauben Abrahams teilt und aus demselben Vertrauen heraus lebt, ist Tochter oder Sohn Abrahams. Die Verwandtschaft mit Abraham ist keine leibliche, sondern eine, die ihre Wurzel im Glauben hat: »Nur die, die glauben, sind Abrahams Söhne«, schreibt *Paulus* an die Galater. »Also gehören alle, die glauben, zu dem glaubenden Abraham und werden wie er gesegnet« (Gal 3,7.9). Glaube ist Segen. Segen meint *gutheißen* – »Gott sah alles an, was er gemacht hat: Es war sehr gut« (Gen 1,31). Dieser Segen über die Schöpfung gilt. So sagt Gott, unser Schöpfer und unser Vater, zu jedem Menschen: So wie du bist, bist du *gut*, und so liebe ich dich und so nehme ich dich an! Wer glaubt, weiß sich von Gott angenommen, weiß sich mit Jesus Christus als

Gotteskind geliebt und teilt damit den Glauben mit Abraham.

Glauben wie Abraham heißt: Abschied nehmen und sich ins Ungewisse wagen können! Abschied von unserer vertrauten Umgebung – das meint freilich nicht, dass wir alles stehen und liegen lassen müssten. Vielmehr dürfen wir Abschied nehmen von all dem, was uns *vom Leben abhält*, was uns gefangen hält und einengt: Von den Sorgen, in die wir uns behaglich eingerichtet haben. Von der Angst um uns selbst, die uns fremdbestimmt und eigenmächtig werden kann. Vielleicht auch von einem Gottesbild, das wir uns selbst gemalt haben und damit Erwartungen verbinden, die sich nimmer erfüllen werden. Wir glauben wie Abraham, wenn wir uns ganz und gar auf Gott verlassen, auf sein »Ich-bin-da«, das sich für uns in Jesus Christus, dem *Gott mit uns*, erfüllt hat.

Glauben wie Abraham heißt: Abschied nehmen und sich ins Ungewisse wagen können! Der Glaube ist keine Gewissheit von der Art, wie sie die Erfahrung uns lehrt. Als Abraham loszog, um Isaak zu opfern, konnte er sich aufgrund seiner Erfahrung und Lebensweisheit ausrechnen, dass die Verheißung auf Nachkommenschaft mit dem Tod Isaaks erlischt. Das war das Ungewisse, weil seine eigene Erfahrung ihm im Voraus letztlich keine Hoffnung schenken konnte. Und dennoch ging er. Abrahams Vertrauen auf Gott war gewichtiger als das Wissen, das er aus seinen Erfahrungen schöpfte. Die Gewissheit des Glaubens ist das Vertrauen auf Gott. »Gott allein genügt«, sagte die spanische Mystikerin *Teresa von Avila* und drückte damit nichts anderes aus als den Glauben Abrahams. Ein Glaube, der sich nicht auf Erfahrung stützt, sondern auf ein bloßes Wort. Für uns Christen ist dies das *fleischgewordene Wort*: Jesus Christus (vgl. Joh

1,14). In ihm erfüllt sich die alttestamentliche Zusage Gottes: »Ich bin da«!

Wider alle Hoffnung an die Hoffnung glauben

Paulus greift in seinem Römerbrief eben diesen Glauben Abrahams auf: »Wider alle Hoffnung hat er an Hoffnung geglaubt, dass er der Vater vieler Völker werde, nach dem Wort: So zahlreich werden deine Nachkommen sein. Ohne im Glauben schwach zu werden, war er, der fast Hundertjährige, sich bewusst, dass sein Leib und Saras Mutterschoß erstorben waren. Er zweifelte nicht im Unglauben an der Verheißung Gottes, sondern wurde stark im Glauben« (Röm 4,18-20).

»*Wider alle Hoffnung ...*« – das ist die Wirklichkeit unserer Erfahrung. Die moderne Medizin mag vielleicht die Elternschaft so Hochbetagter ermöglichen. Rein biologisch gesehen, ist sie äußerst unwahrscheinlich. ›Wider alle Hoffnung‹ meint also eine *Hoffnungslosigkeit*, die keinen Ausblick aus der herrschenden Situation findet. Unsere Erfahrung versperrt den Blick.

»... *hat er an Hoffnung geglaubt*« – Abraham vertraut im Letzten Gott und nicht seiner Erfahrung. Das meint freilich nicht: Glaube nur, dann wird schon alles gut werden! Nein. Das Vertrauen auf Gott lässt sich durch nichts beirren, erst recht nicht durch unsere eigenen Wünsche. Gerade dadurch zeichnet Abraham sich aus, dass er sich selbst mit seinen Wünschen zurück nimmt. Sonst müsste er sich gegen Gott auflehnen – sein Wunsch ist es doch, Nachkommen zu haben. Das Opfer Isaaks widerspräche seinem eigenen Wunschdenken.

Abrahams Vorbild für uns ist es, wie er *nicht* im Unglauben zu zweifeln, sondern im Glauben stark zu werden. Dieses Vorbild provoziert! Soll ich nun meine Erfahrung und mein (vernünftiges) Denken dem Glauben opfern? Glaube *contra* Vernunft? Keineswegs! Der Glaube Abrahams spielt nicht die Vernunft aus. Der Glaube Abrahams fordert uns vielmehr dazu heraus, unser Leben, so wie es ist und so wie wir es erfahren und vernünftig anschauen, *neu* zu sehen: Wir dürfen ein und dasselbe Leben als von Gott bejaht, also als *gesegnet* betrachten. Das ist die Hoffnung wider alle Hoffnungslosigkeit! Gott erweist sein »Ich-bin-da« in jeder Lebenslage. Nicht nur in freudigen Momenten, wenn wir von Glück geradezu übersprudeln, ist Gott da für uns, sondern erst recht, wenn wir zu Tode betrübt sind oder gar den Tod selbst vor Augen haben. Beides gehört zusammen (wenngleich die Extreme überspannt sein mögen): »Es wechselt Paradieseshelle mit tiefer, schauervoller Nacht« (*Faust*, Prolog im Himmel).

Nur ein Wort

Abrahams Hoffnung und die unsere gründet auf ein *Wort*. Ein Wort, das wir uns nicht selber sagen oder erfinden könnten. Es ist vielmehr ein Wort, das nur *Gott selbst* uns sagen kann. Wir können es an unserer Welt nicht ablesen, dass sie von Gott geliebt ist. Wir können Gottes Zusage nicht erfahren. Wir haben »*nur*« sein Wort. Nur? Sein Wort ist *alles*, was Gott uns geben kann! Er gibt sich uns selbst. In Jesus Christus begegnet uns Gottes Sohn, spricht Gott zu uns in menschlichem Wort. In der Eucharistie gibt er seinen Leib für uns hin. Er legt sein Wort in

unseren Mund hinein, so dass unsere Hoffnung immer zuerst *Christi* Hoffnung ist: Seine Zusage, dass wir Gottes Kinder sind. Die Kommunion ist geradezu Ausdruck dafür, dass Jesus uns sein Wort auf die Lippen legt, nicht unser eigenes. Wenn wir aber mit Christus eins sind, so machen wir uns sein Wort zu eigen und dürfen mit ihm rufen: »Abba, Vater!«

Vor dem Empfang der Eucharistie rufen wir uns jedes Mal neu ins Bewusstsein, dass wir auf Gottes Wort angewiesen sind: »Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein *Wort*, so wird meine Seele gesund!« Die *gesunde Seele* ist der Mensch, der auf Gott vertraut und Neues wagt *wie Abraham*.

Dieses kurze Gebet vor der Kommunion ist freilich ein biblisches: Ein römischer Hauptmann bittet Jesus um Hilfe für seinen kranken Diener. Er kommt nicht selbst zu Jesus, sondern schickt Freunde, die Jesus ausrichten sollen: »Herr bemühe dich nicht! Denn ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst. Deshalb habe ich mich auch nicht für würdig gehalten, selbst zu kommen. Sprich nur ein Wort, dann muss mein Diener gesund werden« (Lk 7,6f). Jesus selbst ist beeindruckt von diesem Glauben des Hauptmanns: »Nicht einmal in Israel habe ich einen solchen Glauben gefunden« (Lk 7,9). Es ist der schlichte Glaube Abrahams, den auch der Hauptmann hatte.

Und führe uns nicht in Versuchung!

Bei *Versuchung* sind wir schnell versucht, an die zarteste Versuchung zu denken, seit es Schokolade gibt, oder an erotische Versuchungen. Doch das meint das Wort *Ver-*

suchung gerade nicht. Der biblische Sinn ist sogar in der mittelhochdeutschen Wurzel *versuochunge* noch enthalten, was das ›Auf-die-Probe-stellen‹ meint. Versuchung ist nichts anderes als die Probe, auf die unser Glaube gestellt wird. Letztlich ist es die Probe des Abraham, die hier gemeint ist: dass er ins Ungewisse aufbrach und mehr noch, dass er im Vertrauen auf Gott sogar bereit war, seinen eigenen Sohn, seinen Hoffnungsträger, zu opfern. In der Versuchung geht es um die Treue zu Gott! Über Abraham schreibt *Jesus Sirach*, der Verfasser des letzten alttestamentlichen Buches: »In der Prüfung wurde er treu befunden« (Sir 44,20).

Die Versuchung besteht also im Zweifel. Wir zweifeln oder verzweifeln gar an Gott, wenn wir unsere eigenen Erfahrungen vorschieben und nicht mehr wider die Hoffnungslosigkeit an die Hoffnung glauben. Freilich fällt das in Krisensituationen schwer. Wenn ich einen lieben und wichtigen Menschen in meinem Leben verliere, kann ich dann noch an das ›ewige‹ Leben glauben? Kann ich bei Naturkatastrophen oder menschlichen Desastern noch an einen guten Gott glauben? Wo war Gott, als das Unglück hereinbrach?

Im Garten Getsemani fordert Jesus seine Jünger auf: »Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung geratet« (Mt 26,41). Das sagt Jesus auch zu uns! Und er verrät uns auch, *wie* wir beten sollen: »So sollt ihr beten: Unser Vater im Himmel ...« (Mt 6,9). Wenn wir beten, so beten wir also das Vaterunser und verinnerlichen uns auf diese Weise, dass wir Gotteskinder sind und auf Gott den Vater vertrauen dürfen, wie ein Kind auf seine Eltern vertraut – wie Abraham. Die Versuchung wäre dann, die Gotteskindschaft zu vergessen oder gar abzulegen. Doch Jesus weiß – wohl aus eigener *Erfahrung* –, dass wir

doch immer wieder in diese Versuchung hineingeraten: »Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach« (Mt 26,41). In der Tat: die Jünger schlafen ein. Und auch unser eigener Glaube kann müde werden. Das ist nur allzu menschlich. »Und führe uns nicht in Versuchung« will uns hingegen wachrütteln, so dass wir uns erneut murmelnd verinnerlichen: *Vater unser im Himmel...*

Stellt Gott auf die Probe?

»Gott selbst stellt niemanden auf die Probe« (Jak 1,13). Der *Jakobusbrief* scheint geradezu das Gebet Jesu widerlegen zu wollen. Und doch hat Jakobus recht: Gott *selbst* stellt uns nicht auf die Probe. Er wird es nicht wollen, dass wir *nicht* glauben, wo doch die Versuchung bzw. die Probe gerade darin bestünde. Wir Menschen hingegen stolpern schon mehr als genug selber hin und her zwischen Glauben und Unglauben. Wir sind es, die zu Gott rufen: »Herr, ich glaube, hilf du meinem Unglauben!« (Mk 9,24). »Und führe uns nicht in Versuchung« ist nichts anderes als die inständige Bitte: Lass nicht zu, dass wir in Versuchung geraten. Herr, du weißt, dass wir Menschen sind und uns allzu gerne auf unsere eigenen Erfahrungen verlassen wollen. Hilf uns, immer wieder neu zurückzufinden zum Vertrauen auf dich, wie Abraham uns ein Vorbild dafür sein möchte.

Sondern erlöse uns von dem Bösen!

Der Böse (*das Böse* hingegen scheint hier nicht gemeint zu sein) ist biblisch gesprochen der *Satan*. Bei der Bitte

um das Kommen des Reiches haben wir bereits den Satan als Widersacher Gottes und damit als *Eigensacher* entlarvt. Die eigene Sache ist nicht Gottes ›Sache‹. Unsere eigene Sache wäre es, auf die eigene Erfahrung allein zu bauen, doch das ist nichts als sandiger Grund. Gottes ›Sache‹ will uns festen Boden unter den Füßen geben. Das ist der Glaube, das kindliche Vertrauen auf Gott, die Haltung Abrahams. »*Erlöse uns von dem Bösen*« verstärkt im Grunde die vorangegangene Bitte noch einmal: Erlöse uns vom Eigensacher, von unserem ›Eigensachtum‹! Hilf uns somit zum Glauben zu finden an dich, als unseren Vater.

Die letzte Bitte des Gebets Jesu ist das Eingeständnis von uns Menschen, die wir beten, dass unser Fleisch immer wieder schwach wird und wir ins Zweifeln geraten. Das ist rein menschlich. Umso mehr dürfen wir uns selbst und gegenseitig wachrütteln, auf dass wir von Neuem beten und damit beginnen, uns zu verinnerlichen: Gott, du bist unser Vater! Ich bin dein Kind.

Fragen, die weiterführen können...

- Kenne ich Momente in meinem Leben, in denen ich wie Abraham Gott vertrauen konnte? Welche waren das?
- Kenne ich Momente in meinem Leben, in denen der Zweifel größer war als mein Glaube? Welche waren das?
- Habe ich Sehnsucht nach dem Glauben Abrahams?
- Kann ich diese Sehnsucht in ein Gebet fassen?

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit

Turmbau zu Babel

Mächtig dominiert der dicke Turm von Babel das berühmte Bild von *Pieter Breughel*. Betrachtet man das Bild genau, so erkennt man, dass dieser Turm einstürzen muss. Er kann nicht anders, als in sich zusammenzustürzen! Zur obersten Baustelle führt eine breite Rampe, die sich um den Turm herum hinauf schlängelt. Die Baumeister des Turmes machen einen entscheidenden Fehler: Das Lot stimmt nicht. Der Turm ist auf sich selbst ausgerichtet! Er nimmt sein Maß und sein Lot an der schrägen Rampe und nicht außerhalb. Je höher er gebaut wird, desto schiefer muss er werden, bis er ineinander stürzt.

Die Turmbauer wollen hoch hinaus – sie wollen »einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel« (Gen 11,4). Der biblische Turmbau scheitert daran, dass die Baumeister sich nicht mehr verstehen können, weil sie verschiedene Sprachen sprechen. Gott verwirrte ihre Sprache, so dass keiner mehr die Sprache des anderen verstand (vgl. Gen 11,7). Wenn jeder in seiner Sprache unverständlich bleibt, dann ist das Chaos vorher bestimmt und der Zusammensturz des Turmes eine Frage der Zeit. Interessanter Weise sagt uns die Bibel nichts über den eingestürzten Turm. Die Geschichte will vielmehr erklären, wie es auf der Welt zu der Vielfalt der Sprachen gekommen ist.

Zurück zum Bild von *Breughel*. Was die Bibel uns nicht sagt, veranschaulicht der Maler – bewusst oder unbewusst: Der eigentliche Grund des Scheiterns des Bauprojektes ist das falsche Lot. Die Erbauer nehmen Maß am Turm und damit an sich selbst; ihnen fehlen Weitblick und Überblick. Sie sehen nicht, dass der Turm von einem gemeinsamen Fundament getragen wird. Darin zeichnet sich auch die Verwirrung der Sprache ab: Weil jeder sich der eigene Maßstab ist, spricht ein jeder auch seine eigene Sprache und keiner versteht den anderen.

Dein – nicht unser

Seine Herrschaft, seine Kraft und seine Herrlichkeit will jemand mit einem solchen Prunkbau aller Welt zeigen. Monumentalbauten sind immer auch *Wahrzeichen*: Sie wollen eine – selbst erdachte – Wahrheit demonstrieren, die angebliche ›Wahrheit‹ über die eigene Größe und Bedeutsamkeit. Die Erzählung vom Turmbau mahnt hier zur Bescheidenheit. Doch solche Türme wurden und werden immer noch gebaut. Was wollen die immer höheren Wolkenkratzer veranschaulichen? Oder blicken wir in die deutsche Geschichte zurück: Hitlers Bebauungspläne, ausgedacht von seinem Architekten Albert Speer, für das neue Berlin (vielmehr dann *Germania*) nach dem vermeintlichen ›Endsieg‹ zeigen dasselbe. Sie protzen von Selbstherrlichkeit und sind zum Einsturz verdammt wie der Turm zu Babel.

Wo wir *unsere* Herrschaft und Kraft und Herrlichkeit in den Mittelpunkt stellen, gleicht das der Großbaustelle im Zweistromland. Das rechte Maß und das richtige Lot fehlen. Doch ich muss nicht erst einen hohen Turm bau-

en, um mir das sagen zu lassen. Türme gibt es auch kleinere. Alltagstürme eben, die ganz verschieden aussehen können und ganz eigen geformt sind. Immer, wenn ich ausschließlich auf mich selbst bedacht bin, baue ich ein solches auf mich selbst bezogenes, egozentrisches Türmchen. Dann verstehe ich auch die Sprachen und damit die Wünsche und Bedürfnisse meiner Mitmenschen nicht mehr.

Wie der Turm von Babel sind diese kleinen Türme nicht von Dauer, weil sie gekrümmt sind, in sich selbst verdreht. Sie sind zum Schwanken und Kippen verurteilt. Wenn wir uns selbst zum Maßstab machen, kommen wir aus dem Lot. Uns fehlt dann der feste und aufrechte – das ist der *menschliche* – Stand. Wir sind als von Gott geliebte Kinder keine verbogenen, geknickten und gekrümmte Wesen. Wir dürfen aufrecht in dieser Welt dastehen und müssen uns nicht krümmen.

Die letzten Worte des Vaterunsers, auch wenn sie nicht auf Jesus direkt zurückgehen, wollen uns wieder ausloten und aufrichten. Sie sind alte Gebetstradition der frühen Christen. Nicht *unser* sind das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, sondern Gottes – *dein*, nicht unser.

Ausgelotet

Gott will nicht den Tod des Sünders, er will, dass er umkehrt und *lebt* (vgl. Ez 33,11). Gott will nicht den Zusammenbruch unseres Lebens, sondern dass will als aufrechte und aufrichtige Menschen dastehen und *leben*. Er will, dass wir im rechten Lot stehen, ausgelotet sind. Die drei Evangelischen Räte wollen dabei eine Hilfe sein. Sie sind evangelisch, weil sie auf das Evangelium Jesu Chris-

ti orientiert sind, weil sie für uns *frohbotschaftlich* sein wollen. Diese drei – Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam – haben nicht im Sinn, uns Menschen zu gängeln oder einzuengen. Sie zwingen uns kein Korsett auf und hängen uns erst recht keinen Maulkorb um. So wären sie ganz und gar missverstanden! Sie sind im wahren Sinn des Wortes *Räte*. Sie raten uns zum Leben, wollen Lebensrat sein, doch nicht zu irgendeinem Leben, sondern zu einem *Leben in Fülle* (Joh 10,10). Die Fülle meint jedoch keineswegs ein Leben in Saus und Braus, kein Aussaugen bis zum letzten Tröpfchen Lebenslust. Die *evangelische* Fülle des Lebens besteht darin, dass wir aufrecht dastehen. Wir müssen eben nicht in uns selbst gekrümmt sein. Das wäre eine Unfreiheit, eine falsche Abhängigkeit. Es ist nicht nötig, ekstatisch um goldene Kälber herumzuhüpfen bis zum Abwinken. Vielmehr hat uns Christus *zur Freiheit befreit* (Gal 5,1). Das ist die Freiheit, ein *Kind Gottes* zu sein, zu Gott mit Jesus Christus *Abba!* rufen zu dürfen. Wer immer sich in Gottes Gemeinschaft weiß, ist frei von fremdbestimmten Abhängigkeiten, hat festen Boden unter den Füßen seines Lebens und steht im rechten Lot: »Wo der Geist des Herrn ist, da ist *Freiheit*« (2 Kor 3,17).

Die drei Räte wollen vor *Extremen* bewahren und benennen deshalb extreme Lebensweisen. Alles Extreme wirft unseren Lebensturm völlig aus dem Gleichgewicht und setzt ein selbstgezogenes Lot. Freilich leben wir als Menschen nicht fortdauernd in solchen extremen Positionen. Die Räte wollen vielmehr rechtzeitig ansetzen und jedem Extrem beizeiten entgegenwirken, damit der Unfreiheit keinen Vorschub geleistet wird.

Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam

Nun zu den drei evangelischen Räten, die uns zum Leben in Fülle verhelfen möchten. Die Ordensleute legen darauf ihr Gelübde ab, beim Empfang des Weihe sakramentes werden sie bei den Weiheversprechen ausformuliert.

Gerne werden sie jedoch einseitig verstanden und damit nicht in ihrer ganzen Fülle erfasst. Eine Einseitigkeit birgt immer auch eine Schieflage, die den Turm ebenso wenig gerade macht. Einseitig verstanden heißt, dass sich die Armut vom Reichtum, die Ehelosigkeit von der Ehe und der Gehorsam von der Macht abgrenzen. Das ist wie gesagt *einseitig*. Es fehlt jeweils die zweite Seite der Medaille. Welches ist dann ein *ganzheitliches* Verständnis der Räte? Die Räte loten im Grunde eine goldene Mitte aus. Sie bewahren uns somit vor extremen Auffassungen und Lebensansichten.

Der Rat der *Armut* will uns auf der einen Seite vor der Abhängigkeit von allem rein *Materiellen* bewahren. Das Geld hat eine ganz besondere Duftnote, die leicht süchtig macht. Geld, so sagen wir, regiert die Welt. In der Tat: Geld kann vieles ermöglichen und bewegen. Es kann sogar uns selbst bewegen, ihm nachzurrennen. So weckt beispielsweise die Werbung dauernd Bedürfnisse, die eigentlich unnötig sind, aber doch befriedigt werden wollen. Was wir alles so ›brauchen‹ und ›haben wollen‹ sollen und doch nicht glücklich davon werden! – Auf der anderen Seite will uns die Armut vor dem *Geiz* behüten. Dieser ist genauso eine Abhängigkeit: nicht loslassen können, alles festhalten müssen, eine Unfähigkeit zum Teilen. So betrachtet ist der Geiz alles andere als eine Tugend! Der Rat der Armut will uns also helfen, unseren Umgang mit den materiellen Gütern auszuloten und in

ein gesundes Maß zu bringen. Weder Reichtum noch Geiz sollen Macht über uns bekommen.

Das Nämliche gilt nun auch bei der *Ehelosigkeit* oder *Keuschheit*. Unser Körper kennt ein natürliches *Frühlingserwachen*. Wir sind lebendige und lebensfrohe Menschen – eben sexuelle Menschen. Gott hat uns als Mann und Frau erschaffen (Gen 1,27) und nicht als geschlechtsloses Neutrum. Alle Lebendigkeit kann sich aber auch steigern in eine Gier nach einem *ewigen Frühling*. Eine rein orgiastische Lebensausrichtung ist wiederum eine Abhängigkeit, die uns fremdbestimmt. *Faust* fordert »von der Erde jede höchste Lust«. Vielleicht hat jenes Fordern seinen Pakt mit dem Teufel vorangetrieben? Wie dem auch sei, die Ehelosigkeit will auch vor einem weiteren Extrem bewahren. Das Gegenteil von der Suche nach jeder höchsten Lust ist die totale Ablehnung von Geschlechtlichkeit. In diesem Punkt hat sich Kirche in früheren Zeiten sicherlich an den Menschen versündigt, indem sie allzu heftig den moralischen Zeigefinger über dem sechsten Gebot erhoben hatte, wo es doch heißt, dass derjenige den ersten Stein werfe, der ohne Sünde sei (Joh 8,7). Auch eine Verteufelung der Sexualität stürzt in eine Abhängigkeit hinein. Indem ich meine Triebe negiere, die tief im Menschsein verwurzelt sind, kann mich das dauernde darum Ringen Lebensenergie kosten und macht mich somit unfrei und in gewisser Weise auch ›tot‹. Wer nicht genießen könne, sei ungenießbar, sagen wir. Die Redensart hat wohl hierin ihren Ursprung. Freilich sind auch das zwei extreme Pole. Der Rat der Ehelosigkeit will uns helfen, eine gesunde Mitte im Umgang mit unserer Sexualität zu finden.

Schließlich der Rat des *Gehorsams*. Gehorsam schützt vor Machtmissbrauch. Es kann ›Spaß‹ machen, andere

herumzukommandieren. Machtausübung kann zum Lebensinhalt werden. Das Spiel mit der Macht ist ein Spiel mit dem Feuer. Wo bleibt Verantwortung, wenn ich nur *meine* Macht im Sinn habe? Macht habe ich nicht nur erst als absoluter Monarch. Macht oder Mächteleien üben wir in unserem Alltag im Kleinen alldieweil aus. Wer hat Recht? Wer hat Vorfahrt? Wer entscheidet? Wer behauptet sich? ... Dem will der Gehorsam entgegenwirken. Außerdem will er vor *Unterwürfigkeit* bewahren. Das wäre das gegensätzliche Extrem zum Machtmissbrauch. Wer sich ganz und gar unterwirft, gibt sich selbst auf. Unterwürfigkeit kann freilich auch eine gewisse Erleichterung mit sich bringen: Wer nicht selbst entscheiden kann, der lässt andere für sich entscheiden, was wiederum nichts anderes als eine Abhängigkeit bedeutet. Mit Unterwürfigkeit kann ich mich auch als gefällig erweisen, was ebenso unfrei macht und den anderen zur Macht provoziert.

Alle drei Räte wollen auf ihre je eigene Weise unser Leben ausloten: Wir dürfen als Kinder Gottes aufrecht vor Gott stehen und uns aufrichtig selbst und unseren Mitmenschen gegenüber sein. Die Räte unterstreichen somit unsere *Würde* und *Einmaligkeit* als Menschen mit unserer je eigenen Lebensgeschichte. Die Räte mahnen uns auch zur Bescheidenheit: »Giovanni, Giovanni, nimm dich nicht so wichtig!« soll im Traum ein Engel zum sorgenbeladenen Papst *Johannes XXIII.* gesagt haben, einer Anekdote zufolge. Dasselbe drückt das Sprichwort aus: »Schuster, bleib' bei deinen Leisten!« Unwichtig sind wir im Vergleich zu Gott: »Windhauch, Windhauch, das ist alles Windhauch« (Koh 1,2). Unsere ›*Leiste*‹ hingegen ist unsere Gotteskindschaft. Bleiben wir bei ihr!

Reich, Kraft und Herrlichkeit

Von Gottes Reich war bereits in der zweiten Bitte des Vaterunsers die Rede. Wir bitten darum, dass wir uns verinnerlichen: *Gott ist da!* Sein ist das Reich, nicht unser. Wir müssen uns nicht von fremden Mächten oder Abhängigkeiten beherrschen lassen. Gottes »Ich-bin-da« ist »größer« und »mächtiger«. Worin besteht nun seine Kraft? Was ist Gottes Herrlichkeit?

Letztlich verstärken Kraft und Herrlichkeit die Bitte um Gottes Reich. *Kraft* wird im Alten wie im Neuen Testament gleichgesetzt mit Gottes *Namen*: »Hilf mir, Gott, durch deinen Namen, verschaff mir Recht mit deiner Kraft«, beten wir in den *Psalmen* (Ps 54,3). Johannes und Petrus werden bei einem Verhör gefragt: »Mit welcher Kraft oder in wessen Namen habt ihr das getan?« (Apg 4,7). Gottes Name erweist sich für denjenigen als eine *Kraftquelle*, der sich auf Gottes »Ich-bin-da« vertraut. Wer sich auf Gott verlässt, verlässt die Baustelle von Babel: Er lässt allen Selbstbezug zurück und lotet sich neu aus. Diese Kraft haben wir nicht in unseren Muskeln. Sie ist ein Geschenk unseres Glaubens. Das Geschenk ist dann auch die Frucht der *Evangelischen Räte*, die uns nichts anderes schenken wollen als Freiheit von der Unfreiheit und somit die Freiheit zur Annahme unserer Gotteskindschaft.

Auch die *Herrlichkeit* ist mit Gottes Namen verwoben. Die Herrlichkeit Gottes besteht geradezu darin, dass er zu seinem Namen steht: »Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen verleihe Herrlichkeit in deiner Huld und Treue« (Ps 115,1). Die Herrlichkeit Gottes strahlt dort auf, wo sein Name verwirklicht ist. Doch die Verwirklichung will nicht exklusiv sein, will niemanden aus-

schließen! »Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt!«, rufen sich die Seraphim bei ihrem Heilig-Gesang zu (Jes 6,3). Darum bittet auch der Beter der Psalmen inständig: »Deine Herrlichkeit erscheine über der ganzen Erde!« (Ps 57,6). Für uns Christen erfüllt sich Gottes Herrlichkeit in der Menschwerdung seines Sohnes. Der greise Simeon ruft daher im Tempel freudig aus, als er Jesus sah: »Ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für sein Volk Israel« (Lk 2,32). In Jesus Christus wird die Erwartung des Volkes Israel erfüllt – er ist *Herrlichkeit* für das Volk Israel: In dem Menschen Jesus von Nazaret strahlt Gottes »Ich-bin-da« für uns Menschen auf. Diese Herrlichkeit geht von Israel aus und leuchtet in die ganze Welt hinein. Ein Strahl führt bin zu uns und will unser Herz treffen! In Jesus Christus »sehen wir das Heil, das Gott vor allen Völkern bereitet hat« (Lk 2,30).

Reich, Kraft und Herrlichkeit bündeln auf ihre Weise das Vaterunser. Sie unterstreichen noch einmal die innige Bitte darum, dass Gott für uns da ist, dass sein Name, sein »Ich-bin-da« in unser Herz eingeschrieben ist. Reich, Kraft und Herrlichkeit sind *nicht unsere*, sondern Gottes Attribute. Als solche wollen sie uns in Erinnerung rufen, dass Gott allein uns ins rechte Lebenslot bringt, er richtet uns auf, so dass wir uns nicht nach fremden Mächten hin verbiegen müssen. Beten wir am Ende des Vaterunsers »Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit«, dann können wir auch mit den Psalmen rufen: »Gott, richte uns wieder auf!« (Ps 80,4). Gott richtet uns dadurch auf, dass wir mit seinem Sohn Jesus Christus zu ihm als Vater rufen können.

In Ewigkeit

Ewigkeit ist nicht etwas Fernes, obwohl es sich zunächst so anhören mag. *Gott* ist ewig, weil er nicht geschaffen und unvergänglich ist. Gottes Name ist in gleicher Weise ewig. Das bedeutet: Sein Name gilt immer, in jedem Augenblick unseres Daseins – Jesus Christus ist unser Garant dafür. Der *Hebräerbrief* drückt dies so aus: »Jesus Christus ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit« (Hebr 13,8). Schlichtweg immer dürfen wir auf Gottes »Ich-bin-da« bauen bei jedem Atemzug unseres Lebens. Deshalb leitet die Messe das Gebet Jesu mit folgenden Worten ein: »Wir heißen Kinder Gottes und sind es. Darum beten wir voll Vertrauen: Vater unser im Himmel ...«

Fragen, die weiterführen können...

- Worauf baue ich mein Leben auf? Woran nehme ich Maß und was ist mein Lot?
- Jesus Christus verheißt uns ein »Leben in Fülle«. Was bedeutet das für mich? Worin sehe ich diese Fülle?
- Kann ich für mich die drei Evangelischen Räte – Armut Ehelosigkeit und Gehorsam – in ihrer weiten Bedeutung – als Lebenshilfen annehmen, die mich ins rechte Lot bringen wollen?
- Zentral für unseren Glauben ist Gottes »Ich-bin-da« und damit verbunden unsere Gotteskindschaft. Wirkt sich diese Zusage Gottes für mich in meinem Leben

aus? Kann ich das ins Wort bringen? Verspüre ich Dankbarkeit dafür?

Amen

Ja und Amen sagen – so sicher wie das Amen in der Kirche

Es gibt liturgische Reizwörter, auf die fast immer ein *Amen* folgt. ›In alle Ewigkeit‹ ist ein Beispiel dafür oder: ›so bitten wir durch Christus, unseren Herrn‹. Auch wenn diese Worte in einer Lesung vorkommen, so antworten wir meist automatisch mit einem *Amen*, obwohl keines an dieser Stelle vorgesehen ist. Sehr schnell sprechen wir dieses kleine Wörtchen im Gottesdienst aus. Oft kommt es unbedacht und reflexartig über unsere Lippen. In einem normalen Sonntagsgottesdienst begegnet es uns mindestens zehnmal. Vor der Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils tauchte es noch viel häufiger auf. Diese Ansammlung lädt freilich zu einem unbewussten Sprechen ein. Denken wir uns eigentlich etwas, wenn wir *Amen* sagen? Oder ist das Amen ein bloßer Reflex?

Unsere bewusste Zustimmung

Dabei ist *Amen* durchaus ein zentrales liturgisches Wort. Es geht um unsere ganz bewusste Zustimmung zu dem, was wir da feiern und beten. Das II. Vatikanische Konzil spricht von der *tätigen Teilnahme* aller Gläubigen am Gottesdienst. Das meint nicht zuerst eine gestalterische Beteiligung und eine Verteilung von Aufgaben. Wir alle

sollen vielmehr die Feier der Liturgie bewusst mit vollziehen. Das Amen ist Ausdruck dafür. Mit diesem Wort bestätigen wir mit unserem Glauben, was der Priester betet. Das hebräische Wort bedeutet soviel wie: *So sei es! Es ist so!* Mit unserem Amen bestätigen und bekräftigen wir ein Gebet, wir unterstreichen es gleichsam. Wir verleihen ihm Gewicht und Bedeutung. Das Amen ist wie ein Siegel an jedem Gebet: Ja, so meinen wir das! Ja, darum bitte ich Gott. Das ist mir wichtig und ein Herzensanliegen!

Durch Jesus beten

Amen ist kein zaghaftes Wort: »Ja, es könnte eventuell vielleicht so sein...« Nein, Amen ist ein Wort, das mit voller Überzeugung ausgesprochen werden will. Andernfalls wäre es hohl und nichtig – nichts sagend. In seiner Grundform bedeutet Amen »*fest und sicher sein*«. Doch können wir jemals so fest und sicher im Glauben verwurzelt sein, so dass wir das Amen in seiner vollen Bedeutung aussprechen können?

Unser Beten ist immer ein Beten *durch* Jesus Christus. Jedes (liturgische) Gebet endet mit den Worten: »So bitten wir *durch* Jesus Christus, unseren Herrn.« Durch ihn rufen wir auch das Amen (2 Kor 1,20). Ohne Christus ist unser Gebet ziellos. Weil wir mit und durch ihn beten, haben wir auch allen Grund, Amen zu sagen. Unser Beten ist immer Teilhabe am Beten Jesu Christi. So wird nun noch einmal deutlich, dass Jesus Christus uns als seine Schwestern und Brüder an die Hand nimmt. Er führt uns zu seinem und unserem Vater (Joh 20,17). Christus führt uns hinein in die Gemeinschaft mit Gott.

Mit ihm dürfen wir zu Gott *Vater, Abba!* rufen. Jesus Christus zeigt uns unser *wahres Menschsein*: Wir sind Kinder des einen Gottes. Das ist unsere gemeinsame Berufung. Jesus Christus ist unsere Gewissheit dafür. Er sagt Amen, *es ist so*. Wir dürfen im gleichen und mit ihm Amen sagen. Mit jedem bewussten Amen erinnern und bekräftigen wir, dass Gott unser Vater ist. Amen.

Fragen, die weiterführen können...

- Wir beten immer durch Christus zum Vater. Ist mir das in meinem Beten bewusst?
- Die Betrachtungen zum Vaterunser finden mit dem Amen ihr Ende. Kann ich zu all dem, was ich durchdacht und durchbetet habe, bewusst ›Amen – Ja, so sei es!‹ sagen?
- Zu welchen Gedanken fällt es mir besonders leicht, Amen zu sagen?
- Mit welchen Gedanken tue ich mir eher schwer?
- Konnte ich etwas, das mich besonders beschäftigt hat, mit einem Amen abschließen?
- Welche Fragen bleiben offen?
- Gibt es einen zentralen Gedanken, den ich in meinen Alltag mitnehmen oder gar umsetzen will? Wie werde ich mir diesen verinnerlichen und wach halten?

- Amen bedeutet auch *fest und sicher sein* im Glauben. Bin ich in meinem Glauben bestärkt worden? Wo habe ich Schwierigkeiten und Zweifel?